Jugend-

und

Schul-Theater

zur

Uebung im Vortrag und Schärfung des Gedächtnisses
wie zu belehrender Unterhaltung.

Für

Jugend- und Familienkreise, Bildungs- und Erziehungs-
Anstalten, Schul-Bibliotheken etc. etc.

Herausgegeben
von dem Verfasser der „Uhrenhändler vom Schwarzwalde" etc.

Erstes Bändchen.

Inhalt: Fernando. — Tief in Schulden. — Der Hermeskopf. — Heinrich von Eichenfels. — Das blaue Wunder.

Regensburg, 1883.
Volks- und Jugendschriften-Verlag.
(O. Manz.)

352 b

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Fernando.

Schauspiel in fünf Aufzügen.

(Nach der gleichnamigen Erzählung von Chr. v. Schmid.)

Personen:

Don Alonso.
Donna Blanka, dessen Gattin.
Fernando, Alonso's Mündel und Neffe.
Pedro, Alonso's Freund; später unter dem Namen Antonio.
Ambrosio, Barbier.
Bernardo von Rio.
Ein Diener Bernardo's.
Jago, Alonso's Kammerdiener.
Klara, Fernando's Gattin.
Karl,
Bertha,
Ferdinand, — deren Kinder.

Zwischen dem dritten und vierten Aufzug liegt ein Zeitraum von zwanzig Jahren.

Erster Aufzug.

Ein Schloßzimmer.

Erster Auftritt.

Don Alonso, dann Donna Blanka.

(Don Alonso einen Brief lesend.)

Alonso. Ich bin verloren. Drohende Mahnbriefe — abschlägige Antworten! All' meine Hoffnungen sind geschwunden. Ich sehe keinen rettenden Ausweg. Der Bube ist Schuld an meiner Schmach, an meinem Unglück. Ach, ich könnte ihn —

Blanka (eintretend). Warum so erzürnt, mein Gemahl?

Alonso. Was willst Du mir?

Blanka. Der arme Fernando ist sehr krank. O komme doch sogleich mit mir zu ihm.

Alonso. Krank? — (Für sich.) Das könnte mich retten. (Laut.) Was fehlt dem Knaben?

Blanka. Er klagt über heftigen Kopfschmerz verbunden mit Fieberfrost.

Alonso. Nun, da kann ich ihm nicht helfen; da mußt Du ihm den Arzt rufen lassen. Schick' nur sogleich hinab in das Dorf!

Blanka. Der Dorfarzt ist bereits da; allein der

Mensch ist so unwissend, daß ich ihm das Kind unmöglich anvertrauen kann.

Alonso. Ei, er ist nicht so dumm, als er aussieht. Für den Knaben mag er immerhin gut genug sein. Laß mich jetzt allein; ich habe viel zu thun.

Blanka. Du wirst doch Fernando besuchen; er verlangt so sehr nach Dir.

Alonso. Später, später, vielleicht morgen. Der Anblick der Kranken macht mich selbst krank. Wenn der Bartscheerer fertig ist, soll er zu mir kommen.

Blanka. Gut. (Ab.)

Alonso. Er ist krank, krank! Wie reizende Musik klingt mir dieses Wort in den Ohren. Wenn er stürbe, dann wäre ich gerettet. Ja, er wird sterben, er muß sterben, damit ich lebe. O wie oft schon habe ich den Tod dieses Buben sehnlichst herbeigewünscht! Die große Schmach, die Armuth und Noth, die mir drohen, lassen mir keine andere Wahl; ich muß den Knaben, der an all' meinem Unglücke schuld ist, mir vom Halse schaffen. Ich weiß mir nicht anders zu helfen. Die Krankheit des verhaßten Kindes bietet mir eine gute Gelegenheit dar, es auf eine unmerkliche Weise zu thun.

Zweiter Auftritt.

Alonso, Ambrosio (tritt aus dem Seitenzimmer).

Ambrosio. Herr Graf wünschen mich zu sprechen? Stehe ganz zu Dero Diensten. Exzellenz Herr Graf befinden sich wohl?

Alonso. Schweig' Alter und antworte blos auf das, was ich Dich frage. Für was hältst Du Fernando's Krankheit? Sag' es mit einem Worte!

Ambrosio. Es ist ein Kathedral-Fieber, wenn es Eure Herrlichkeit gnädigst erlauben.

Alonso. Ein Katarrhal-Fieber wolltest Du sagen. Allein da steckst Du in einem großen Irrthum. Der Knabe bekommt die Kinderblattern, die gegenwärtig an vielen Orten gleich der Pest unter den Kindern wüthen. Rede einmal, alter Quacksalber, ist es anders?

Ambrosio. Es ist ganz so, wie Eure Herrlichkeit zu befehlen die Gnade haben. Das junge Herrlein bekommt die Blattern, oder wenn Eure Herrlichkeit so befehlen, sogar die Pest.

Alonso. Ich bewundere Deinen Scharfblick.

Ambrosio. Ich merkte es sogleich im ersten Augenblick, die Blattern seien im Anmarsch. Allein ich wollte es nur nicht sogleich sagen, aus Furcht, die gnädige Frau Gräfin und Eure Herrlichkeit zu erschrecken. Die jungen Herrschaften sind in der größten Gefahr, angesteckt zu werden.

Alonso. Da hättest Du über meine Familie ein großes Unglück bringen können. Ich sollte wirklich recht böse über Dich werden. Du mußt mit Deiner Weisheit nicht so zurückhaltend sein. Theile der Gräfin und allen Leuten im Schlosse sogleich mit, daß bei Fernando die Blattern ausgebrochen seien.

Ambrosio. Ja, ja, die Blattern, die Blattern!

Alonso. Die Gefahr einer Ansteckung sei sehr groß.

Ambrosio. Ganz wie Eure Herrlichkeit befehlen.

Alonso. Nun geh' und laß die Zunge laufen.

Ambrosio. Wie ein Windrad soll sie laufen. Ganz ergebenster Diener! (Ab.)

Alonso (lachend). Recht so! Der wird mit seiner

Entdeckung das ganze Schloß in Schrecken setzen. Gut, gut; das befördert die Ausführung meines Anschlages. Pedro soll mir dazu die Hand reichen.

Dritter Auftritt.

Alonso, Pedro, dann Jago.

Alonso. Willkommen, liebster Pedro! Welch' finsteres Gesicht Du machst!

Pedro. Wie kann ich fröhlich sein! Ein armer Edelmann, der nur von den Brosamen lebt, die Ihr ihm gutherzig zu Füßen streut.

Alonso. Das soll anders werden, bester Pedro. (Schellt.)

Pedro. Das sollt' mich freuen.

Alonso. Das Glück fliegt Dir vor der Nase vorbei, Du brauchst nur darnach die Hand auszustrecken.

(Jago tritt ein.)

Pedro (lachend). Beide Hände will ich ausstrecken; doch das Glück ist schlüpfrig wie ein Aal.

Jago. Herr Graf befehlen?

Alonso. Zwei Weinflaschen! Vom Besten, der im Keller liegt.

(Jago ab.)

Pedro. Ich kann Euch nicht verstehen, Herr Graf.

Alonso. Der Wein wird Dir den Kopf hell machen, und Du wirst mich verstehen. Setz' Dich indes, ich hab' mit Dir zu reden. Du weißt, daß mein Bruder, der Graf von Alvarez, noch in seinen alten Tagen den dummen Streich machte, sich zu verehelichen. Lange Zeit blieb die Ehe kinderlos. Endlich gebar ihm seine Gemahlin Isabella ein Söhnlein, und damit war meines Bruders

sehnlichster Wunsch erfüllt, mir aber — mir ging mit dem Dasein dieses Kindes das große Erbe verloren.

Pedro. Ein schlimmer Streich, den Euch das Schicksal spielte.

Alonso. Fürwahr! Doch der Himmel selbst schien an dieser Ehe keinen Gefallen zu haben. Isabella freute sich ihres Glückes nicht lange. Sie starb und ihr folgte nach kurzer Zeit mein Bruder, nachdem er mich noch vor seinem Tode zum Vormunde seines Söhnleins, des kleinen Fernando, bestellt hatte.

(Jago tritt ein und stellt zwei Flaschen Wein nebst Gläsern auf den Tisch.)

Jago. Ich fand nur mehr Madeira, Herr Graf.

Alonso. Gut, gut. (Zu Jago.) Niemand soll uns stören, sei es, wer nur immer.

Jago. Auch nicht die Gräfin?

Alonso. Niemand, sag' ich Dir, tritt über diese Schwelle. Geh'!

(Jago ab; Alonso verriegelt die Thüre.)

Alonso. Mit sieben Riegeln möchte ich die Thüre verschließen.

Pedro (für sich). Fast wird's mir unheimlich zu Muthe.

Alonso. So, nun sind wir sicher. (Gießt Wein um.) Nun trink' Pedro! wir haben es nothwendig, unsern trüben Geist zu erheitern. Wie, stoß' einmal an, lieber Pedro, Du, der treueste meiner Freunde. Auf unser beiderseitiges Wohl und Glück!

Pedro. Auf das Wohl Eurer Familie!

Alonso. Wo blieb ich doch stehen?

Pedro. Daß Ihr Fernando's Vormund seid.

Alonso. Ja richtig: Vormund und Verwalter seines großen Vermögens, während ich für mich selbst — nichts mehr zu verwalten habe.

Pedro. Wie, seid Ihr nicht ebenso reich?

Alonso. Pedro, Du bist der erste Mensch, dem ich mich anvertraue. Ich stehe in der drohendsten Gefahr, zu Schanden zu werden vor der ganzen Welt. Die Schmach, die mich gleich einem über mich einstürzenden Berg zu bedecken droht, überlebe ich nicht. Liebster Pedro, ich bin ein Bettler. Von diesem Schlosse gehört kein Ziegel auf dem Dache mehr mein; von allen meinen Gütern bleibt mir nicht so viel, als ein Pferd mit dem Hufe bedecken kann. — Du siehst mich betroffen und mit starren Augen an, lieber Freund. Mich wundert das nicht, denn bis zu dieser Stunde hast Du um mich her nichts als Glanz und Ueberfluß gesehen. Ach, Pedro, nicht Alles, was glänzt, ist Gold. Glaube mir, ich bin keine acht Tage mehr sicher, mit Weib und Kindern aus diesem Schlosse vertrieben zu werden. Wovon soll ich dann leben? Es ist zum Verzweifeln.

Pedro. Fast möcht' ich meinen, Ihr erzählt mir da ein garstiges Märchen.

Alonso. O wär' es doch ein Märchen! Aber Freund, es ist Wahrheit, die mich angrinst wie ein lebendiger Todtenkopf. — Welchen Jammer werden Mutter und Kinder erheben, wenn wir dieses Schloß für immer verlassen müssen. Ach, die gute Mutter!

Pedro. Sie dauert mich.

Alonso. Die arme Frau weiß nicht, wie schlecht ich stehe. Wohl mag sie eine Ahnung haben, daß meine Finanzen nicht am besten stehen; denn hie und da schon ermahnte sie mich zur Sparsamkeit. Sie selbst lebt hier

auf dem Schlosse, wenn ich nicht da bin, so schlecht und recht, wie eine Bürgersfrau und freut sich, wenn sie im Jahre etliche hundert Realen zurücklegt, eine Bagatelle, die ich oft an einem Abend im Spiele verliere. — Wie wird sie sich entsetzen, wenn sie von meiner ungeheuren Schuldenlast hört. Das wird ihr Tod sein. Und doch ist mir all' der Jammer noch nichts gegen die Schmach, die meiner wartet. Diese ertrage ich nicht; ich überlebe sie nicht; lieber todt, als beschimpft und entehrt. In dieser äußersten Noth nehme ich nun meine Zuflucht zu Dir, liebster Pedro.

Pedro. Zu mir?

Alonso. Du bist der Mann, auf den ich mein ganzes Vertrauen setze. Du mußt mein Retter sein.

Pedro. Ich?

Alonso. Kein Anderer als Du.

Pedro. Träumt Ihr, lieber Graf, oder verwirrt Euch das Unglück die Sinne?

Alonso. Wäre kein Wunder.

Pedro. Ich habe von der Welt Nichts als meinen ehrlichen Namen, und mit dem ist Euch wohl nicht gedient. Was könnte ich Aermster für Euch thun? Sprecht!

Alonso. Viel, sehr viel, Alles! Du sollst nicht nur mir helfen, sondern auch Dir selbst. Deine Armuth sollst Du wie ein altes Kleid von Dir werfen, und mit Ehre, Rang und Reichthum sollst Du Dich schmücken.

Pedro. Ihr seid zum Scherz gelaunt.

Alonso. Ich scherze nicht; es ist mein Ernst: Rang und Reichthum soll Dir werden.

Pedro. Ihr sprecht heute in lauter Räthseln; ich kann Euch wahrlich nicht begreifen. Ihr malt mir goldene Bilder — aber nichts weiter als Bilder, die sich nicht

zum Leben gestalten. Was ich bin, das werde ich wohl bleiben, so lange ich lebe — ein armer Edelmann.

Alonso. Das sollst Du aber weder sein, noch bleiben. Höre mich an, liebster Pedro! Fernando, die Ursache meines Elendes und meiner Verzweiflung, ist krank.

Pedro. Krank?

Alonso. Bedenklich krank! Pedro — (leise) der Knabe darf auch nicht mehr gesund werden. Hast Du mich verstanden?

Pedro. Nein.

Alonso. So will ich deutlicher sprechen. Du gibst ihm ein Säftchen als Arznei, von dem er nicht mehr gesund wird. Ist das Unglückskind todt, so bin ich regierender Graf von Alvarez, und reicher Lohn wird Dir dann zu Theil. Der arme Edelmann wird dann zum reichen Grafen, der nicht mehr nöthig hat, die Brosamen aufzulesen, die man ihm mitleidig zu Füßen streut. Weißt Du Dir kein Gift zu verschaffen, so greife zum Dolche.

Pedro (aufspringend). Was? Wie? Ich? Ich sollte den holden Knaben, der mir nie ein Leid gethan, durch Gift oder Dolch aus dem Leben schaffen! Nein, nein! Dazu geb' ich meine Hand nicht her. Nie, nie werde ich einen Mord verüben.

Alonso. Um Gottes willen schrei nicht so und höre mich nur erst an! Höre mich erst ganz an und dann entscheide!

Pedro. Eure Mühe ist umsonst. Nie werd' ich zum Mörder eines schuldlosen Knaben.

Alonso. Siehst Du das Schwert hier an der Wand? Ich habe es im Kriege mit Macht geführt. Das Blut vieler Menschen, die mir kein Leid gethan haben, klebt daran. Auf meinen Befehl stürzten blühende

Jünglinge, kraftvolle Männer zu Tausenden in einen blutigen Tod. Ob der Krieg gerecht war, darüber hatte ich nicht zu unterscheiden; ich überließ das getrost denen, die den Krieg hervorgerufen. Ich war ein blindes Werkzeug meines Herrn, tödtete so Viele, als ich konnte und trug Ruhm und Ehre davon, ohne mein Gewissen zu verletzen. Betrachte mich als Deinen Herrn und Gebieter und sei mein blindes Werkzeug. Vollziehe die Befehle Deines Herrn! Ich, Dein Herr, Dein Wohlthäter, gebiete Dir die That. Ob sie recht oder unrecht, das sei meine Sache. Ich nehm' die Schuld auf mich; Dein Gewissen bleibt rein. Du handelst nicht aus eigenem Antrieb; Du gehorchst nur Deinem Herrn, und Gehorsam ist eine Tugend, kein Verbrechen. — Hast Du mich jetzt verstanden?

Pedro. Ja, ich habe Euch verstanden, nur zu gut. — Gebt mir dies Schwert! In einem ehrlichen Kampfe, Stirn gegen Stirn, will ich zeigen, daß es mir nicht an Tapferkeit fehlt. Allein dessen, wozu Ihr mich gebrauchen wollt, bin ich nicht fähig. Dazu fehlt mir der Muth, den auch kein ehrlicher Mann haben wird. Schlecht ist der Raub, doch das Schrecklichste der Meuchelmord.

Alonso. Nochmal, lieber Pedro; die Sache ist nicht so schlimm, als Du sie Dir vorstellst. Der Knabe ist gleich seiner früh verstorbenen Mutter schwächlich und brachte den Keim eines frühen Todes schon mit zur Welt. Wenn er sich auch von dieser Krankheit, was gar nicht wahrscheinlich ist, wieder erholen sollte, wie lange wird er noch leben? Ein Jährchen höchstens; vielleicht kein halbes.

Pedro. Ferdinand ist wohl ein sehr zarter Knabe, allein für so schwächlich halte ich ihn doch nicht. Bei

richtiger Behandlung und Pflege wird er sich wieder auf die Beine machen.

Alonso. Meinetwegen könnte er hundert Jahre alt werden, ich würde es ihm nicht mißgönnen. Auch sein Vermögen wäre mir gleichgiltig, wenn meine Verhältnisse nicht so ungünstig wären. Allein die Noth ist dringend, der Augenblick entscheidend. Wenn ich zuwarte, bin ich verloren. Die Gelegenheit ist günstig und kehrt nicht so bald wieder. Kein Mensch wird sich wundern, daß ein so schmächtiges, stets kränkelndes Kind an den Blattern sterbe. Nicht der geringste Verdacht wird auf uns fallen. Lebt das Kind dagegen nur noch acht Tage, so ist mein Unglück vollendet. Meine Ehre steht auf dem Spiele, das Wohl meiner Familie, Alles, Alles. Was ist nun besser, daß ein früh welkendes Kind sein armseliges Leben noch einige Monate fortschleppt, oder daß ich, mein Weib und meine Kinder in ein unabsehbares Elend gestürzt werden? Warte nur noch zu, und Du wirst mit eigenen Augen sehen, wie Dein Freund mit all' den Seinigen aus diesem Schlosse gejagt wird und, dem Hohne und Spotte der Menschen preisgegeben, in irgend einer Bauernhütte ein Unterkommen sich erbettelt. Und das Alles, damit ein bereits dem sicheren Tode verfallenes Kind noch etwas länger leide. Wahrhaftig! das Leiden dieses Kindes abzukürzen, wäre eine edle That. Das mußt Du doch selbst fühlen und einsehen.

Pedro. Ich sehe wohl ein, daß man einer bösen Sache mit schönen Worten einen guten Schein geben kann. Manchem, der Euch so reden hörte, dürfte es vorkommen, als hättet Ihr recht. Allein es ist nicht so: eine untrügliche Stimme in meinem Innersten spricht anders. — Mein theurer Graf! der Himmel weiß es,

Eure gegenwärtige Lage geht mir tief zu Herzen. Wenn ich Euch mit meinem Leben aus dieser Noth retten könnte, ich gäbe es gern dahin. Aber mit einem Morde möchte ich meine Hand nicht beflecken.

Alonso. Ist das Dein letztes Wort?

Pedro. Ich kann nicht anders.

Alonso. Liegt Dir so wenig an dem Wohle Deines Freundes?

Pedro. O quält mich nicht!

Alonso (springt auf und ergreift das Schwert). Nun denn, da Du mir nicht zu Willen sein willst, so werde ich es kurz machen. Einer von Beiden, der Knabe oder ich — muß sterben.

Pedro. Alonso!

Alonso. Laß mich! Da Du mir Deine Hilfe versagst, Du, auf den ich so sehr vertraute, da Du willst, der Knabe soll leben, so will ich sterben.

Pedro. Nein, nein, mein Freund, wollt Ihr zum Selbstmörder werden?

Alonso. Die Verzweiflung treibt mich dazu. Vor Deinen Augen soll dieses Schwert mein Herz durchbohren.

Pedro (hält ihn zurück). Um Gottes willen, haltet ein!

Alonso. Ich — oder das Kind! besinne Dich rasch!

Pedro. Wenn es denn sein muß, so ist es doch besser, der Knabe sterbe, als Ihr. Ich will gehorchen.

Alonso. Schwöre mir!

Pedro. Ich schwöre.

Alonso. Nun gut! Wenn Du Dich aber anders bedenken, wenn Du Deinem Eide treulos werden solltest, so zittere — zittere vor meiner Rache! Nun höre, was ich Dir noch weiter zu sagen habe. Morgen mit Anbruch des Tages reise ich mit all' den Meinigen in die Residenz.

Weiber und Kinder dürfen bei der Geschichte, die hier vorgehen wird, nicht zugegen sein. Meine Frau wird zwar Schwierigkeiten machen, das kranke Kind zu verlassen. Allein der alberne Dorfbarbier hat mir schon in die Hände gearbeitet. Er glaubt und verbreitet überall, Fernando sei an den Blattern erkrankt. Dies wird meine Frau wohl bestimmen, auf ihre eigenen Kinder vor Allem bedacht zu sein und das unheimliche Schloß eiligst zu verlassen. Sollte sie dennoch anders wollen, so weiß ich zu befehlen. — Zu ihrer Beruhigung werde ich ihr dann mittheilen, daß Du Dich erboten hast, bei dem Knaben als Krankenwärter zurückzubleiben. Auch werde ich Dir zum Scheine befehlen, Du sollest einen Arzt aus Salamanka rufen lassen, was Du aber wohl wirst bleiben lassen, denn der würde uns den ganzen Handel verderben.

Pedro (für sich). Ich Elender!

Alonso. Noch eines! Ehe der Tag noch graut, weckst Du mich aus dem Schlafe mit der Meldung, ein reitender Bote aus Madrid habe mich sofort zum König beschieden. Dies gibt mir einen guten Vorwand, meine Leute zur schleunigen Abreise anzutreiben. Niemand bleibt hier zurück, als die alte Beschließerin, die Du nebst dem simplen Dorfbarbier leicht hintergehen kannst. Nach einigen Tagen schickst Du mir einen schwarz gesiegelten Brief voll Jammer und Klage mit der Nachricht, der junge Graf Fernando sei an den Blattern gestorben. Den Brief wirst Du so schreiben, daß ihn Jedermann lesen darf. Was Du mir sonst noch mitzutheilen hast, das lege auf einem eigenen Zettel bei. Niemand wird ahnen, was vorgegangen. Ich vertraue auf Deine Treue, List und Geschicklichkeit. — Ich lasse dem Grafen ein prächtiges Leichenbegängniß halten, und ist das Kind einmal in der

stillen Gruft, dann reifen für uns die Früchte. Ein glänzendes Erbe fällt mir in den Schoß; an dem auch Du Deinen verdienten Antheil haben sollst. — Stoß an, treue Seele, und laß uns trinken auf gute Zukunft!

Pedro (für sich, nachdem er getrunken). Es war ein bitterer Schluck.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Das gleiche Zimmer.

Erster Auftritt.

Pedro.

Pedro. Alonso ist fort mit seiner ganzen Familie, und Fernando ist meiner Obhut anvertraut, um ihn — zu tödten. Schrecklicher Gedanke! — Und doch, doch, es muß sein. Der Tod dieses Kindes rettet den Grafen — und mich. Soll ich denn immer die drückenden Ketten der Armuth tragen? — Nein, nein, was liegt an dem Leben eines schwächlichen Knaben! Mit seinem Tode leben andere wieder auf. Ich will es wagen; ich gab ja mein Wort und meinen Schwur.

Zweiter Auftritt.

Pedro, Ambrosio.

Ambrosio. Ah guten Morgen, guten Morgen, Herr Pedro, schon so früh auf? Nun, wie steht's mit unserem kleinen Patienten?

Pedro (für sich). Er ist dem Tode verfallen.

Ambrosio. Doch, was ist Euch? Mir scheint, Ihr habt selbst meine Hilfe nöthig.

Pedro (für sich). Wohl möglich.

Ambrosio. Ihr seht blaß und angegriffen aus. Was fehlt Euch?

Pedro. Das solltet Ihr als Arzt selbst wissen.

Ambrosio. So ich die Krankheit mit Augen sehe und mit der Hand greifen kann, vermag ich ihr auch den richtigen Namen zu geben; aber, mein bester Herr Pedro, es gibt auch Krankheiten, die heimlich und versteckt im Herzen wühlen, und das sind dann gemeiniglich die schlimmsten, weil sie meist den Tod bringen.

Pedro (versunken). Wahr, sehr wahr!

Ambrosio. Also beichtet, was Euch fehlt!

Pedro. Ach Nichts, Nichts; ich hatte nur eine schlaflose Nacht, denn ich war auf der Jagd nach Mäusen und Ratten, die sich mein Zimmer zum Tummelplatz ausersehen haben.

Ambrosio. Ja, ja, das Schloß ist alt, und es gibt der Winkel und Löcher genug für solches Gezicht.

Pedro. Könnt Ihr mir kein Gift für diese ungeladenen Gäste besorgen?

Ambrosio. Hm, hm! ich hatte herrliches Mäusegift und ein prächtiges Mittel für die langschwänzigen Ratten; allein — allein für den Augenblick bin ich giftarm.

Pedro. Ihr werdet doch sonst irgend ein Gift in Eurer Hausapotheke haben?

Ambrosio. Nein; der Doktor von Salamanka, der meine Apotheke visitirte, hat mir alle Gifte weggenommen, ja sogar alle heftig angreifenden Arzneimittel; er hat mir

nur ganz harmlose Mittel gelassen, damit ich, wie er sagte, kein Unheil anstiften kann. Der Herr Doktor von Salamanka scheint eben kein rechtes Vertrauen in meine Kunst zu haben. Ein wahres Unglück das!

Pedro. Wißt Ihr mir nicht sonst ein Gift zu verschaffen? Ich hätte es wirklich sehr nöthig.

Ambrosio. Wozu? Ihr werdet Euch doch nicht selbst vergiften wollen? Ihr kommt mir heute so — so — wie soll ich sagen — so verrückt vor, daß ich Euch einen solchen Streich wohl zutrauen könnte. Dazu, mein lieber Herr Pedro, möchte ich meine Hand nicht reichen.

Pedro. Liebwerthester Herr Doktor Ambrosio! Eure Vorsicht macht Euch alle Ehre. Doch ich sehe nun, daß ich offen und aufrichtig sein muß. Seht, es gilt lediglich eine Wette, die ich mit einem meiner Freunde eingegangen bin. Derselbe behauptete nämlich, daß ein armer Mensch wie ich, niemals Gift zu kaufen bekomme. Das verdroß mich, und ich wettete nun um meine letzte Krone, die ich besitze, daß ich mir in kurzer Zeit eine hübsche Portion Gift verschaffen könne. Wollt Ihr mir helfen, die Wette zu gewinnen, so theile ich gerne mit Euch.

Ambrosio. So, so, eine Wette gilt es.

Pedro. Eine ganz harmlose Wette.

Ambrosio. Nun, daran wäre nichts Schlimmes zu befürchten. Ich selbst habe allerdings — wie schon gesagt — kein Stäubchen Gift im Hause; allein ich könnte Euch doch eine gute Dosis verschaffen.

Pedro. Wäre Euch sehr dankbar.

Ambrosio. Ein paar Stunden von hier im Gebirge lebt ein alter Einsiedler, der aus dem Morgenlande gekommen und, wie ich glaube, ein großer Magnus ist.

Pedro. Ein Magus, wollt Ihr sagen.

Ambrosio. Magnus oder Magus — ein Zauberer ist er jedenfalls.

Pedro. Woher wißt Ihr das?

Ambrosio. Ei, das Räthsel ist nicht schwer zu lösen. Wenn einer ganze Tage auf den Bergen herumklettert, um Kräuter und Steine zu suchen, wenn einer halbe Nächte bei seinem Schmelztiegel am Glutofen sitzt, eine Himmelskugel in seiner Zelle stehen hat und oft ganze Nächte hindurch nach den Sternen guckt — dann muß er wohl so etwas von einem Zauberer oder Schwarzkünstler sein. Zu diesem will ich mich begeben.

Pedro. Bin Euch sehr dankbar.

Ambrosio. Da er alle Pflanzen und Kräutlein auf dem Erdboden, sowohl heilsame als giftige, genau kennt, so wird er mir wohl ein Tränklein bereiten, das ich nicht zum Schlaftrunke nehmen möchte, denn ich würde davon bis zum jüngsten Tage nicht mehr erwachen. — Jetzt will ich aber meine ärztliche Pflicht erfüllen und nach meinem kleinen, lieben Patienten sehen.

Pedro. Ist nicht nöthig, bester Ambrosio. Der Knabe schläft eben, und Ihr habt ihn gestern so reichlich mit Arznei versehen, daß er wohl auf acht Tage damit ausreicht. Ich werde ihm jede Stunde davon reichen.

Ambrosio. Vergeßt aber ja nicht, es könnte sonst schlimm ablaufen. Eine Krankheit gedeiht nie besser, als wenn meine hilfreiche Hand sie unterstützt.

Pedro. Euer Name, bester Ambrosio, ist weit und breit berühmt und nach Euren Wunderkuren sehnt sich jeder Kranke. — Aber macht Euch nur baldigst auf den Weg, damit das Versprochene in meine Hände kommt, und wir die Wette gewinnen.

Ambrosio. Die sollt Ihr auch gewinnen; ich werde

eilen so gut ich kann. Längst bis die Sonne untergeht, hoffe ich wieder zurück zu sein. (Ab.)

Pedro. Schön, schön. Auf baldig Wiedersehen! — Ah, wie schwer ist mir um's Herz! — Es wäre doch besser gewesen, ich hätte die Schwelle dieses Schlosses nie betreten. — Ich kann nicht mehr zurück; ich muß meinen Eid halten. Ja, ja, es ist wahr, was mich meine gute Mutter einst lehrte: Wer Sünde thut, ist ein Knecht der Sünde. — Freilich, wenn ich die That unterlasse, so entsteht ein ungleich größeres Unglück: Alonso's Leben, das Wohl seiner Familie und — meine eigene Zukunft steht auf dem Spiele. — Ich will nach dem Knaben sehen. O daß er stürbe, ohne daß ich meine Hand befleckte! (Ab.)

(Der Vorhang fällt. — Die Bühne verwandelt sich in ein Krankenzimmer.)

Erster Auftritt.

Pedro; Fernando.

(Fernando liegt im Bette.)

Fernando. Aber wo bist Du denn so lange gewesen, lieber Pedro? Es ist schon mehr als eine Stunde, daß ich Dich nicht mehr gesehen.

Pedro. Ich war deinetwegen bei dem Doktor Ambrosio.

Fernando. Du guter Pedro! Du bist doch recht besorgt um mich. Was sagt der Arzt?

Pedro. Er hofft, Du werdest bald wieder gesund sein. Er läßt Dich grüßen und bitten, nur recht herzhaft von der Medizin zu nehmen.

Fernando. Nun so gib mir nur sogleich, denn ich möchte recht bald wieder gesund werden.

Pedro (reicht ihm Arznei). Hier, Fernando!

Fernando. Gott möge Dir Alles vergelten, was Du an mir thust.

Pedro (für sich). Ja wohl Alles, auch den Mord.

Fernando. Es ist recht schön von Dir, daß Du mich nicht verlassen hast. Du bist mein guter Engel, der mich beschützt und behütet.

Pedro (für sich). Jedes Wort ein Dolchstich!

Fernando. Was ist Dir doch heute, lieber Pedro? Sonst warst Du immer so heiter und fröhlich und hast mir schöne Geschichten und Märchen erzählt; heute aber bist Du still und schweigsam. Bist Du etwa auch krank?

Pedro (für sich). Das mag wohl sein.

Fernando. Trink doch von meiner Arznei!

Pedro. Sei ohne Sorge, Fernando! ich bin ganz gesund.

Fernando. Das freut mich; denn wenn ich Dich nicht hätte, dann wäre ich doch recht verlassen.

Pedro (für sich). O Gott, ende diese Qual! (Laut.) Schließ die Augen, Kind, und versuch', ob Du nicht schlafen kannst.

Fernando. Ich will gehorchen. Aber ich bitte Dich, bleib' bei mir! Geh' nicht fort wie meine Eltern!

Pedro. Ich bleib', Fernando.

Fernando. Danke schön. Schlaf Du auch, es wird Dir gut thun, denn Du siehst so entsetzlich bleich aus, so bleich wie ein — Gespenst.

Pedro (für sich). Es mag wohl wahr sein, was ich einmal hörte: Kein Gift kann in dem Leibe eines Menschen eine solche Zerstörung hervorbringen, als ein böses Gewissen. Ich Unglücklicher, was hab' ich vor!

Fernando. Was murmelst Du denn?

Pedro (sich über das Bett neigend). Armes Kind! Wenn Menschen Dich nicht schützen, so möge Gott sich Deiner erbarmen!

Fernando. O ja, Pedro; das wird er auch. Ich vertraue fest auf ihn; mehr noch als auf Dich und Ambrosio.

Pedro. Wohl Dir!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Zimmer wie im ersten Aufzug.

Erster Auftritt.

Pedro.

(Er geht ungeduldig auf und ab von Zeit zu Zeit ein Glas Wein trinkend.)

Pedro. Einen solch' qualvollen Tag hab' ich noch nie erlebt. Die Sonne scheint in ihrem Laufe still zu stehen; es will nicht mehr Abend werden. — Ambrosio könnte wohl schon zurück sein, und doch möcht' ich fast wünschen, ich bekäme ihn nie mehr zu Gesicht. (An's Fenster tretend.) Wie still und friedlich liegt die Natur vor meinen Augen ausgebreitet! nur in meinem Herzen toben die entfesselten Geister der Hölle und machen mich zittern und erbeben. Ist's nicht, als ob jener im Winde schwankende Baumast mir drohend seinen Arm entgegenstreckte! — Ha, ha, ha! ein Gaukelspiel meiner furchtsamen Seele. — Horch! die Gartenthüre wurde geöffnet — der Kiessand knirscht unter schweren Tritten. — Seh' ich recht? — ja, ja, er ist's, es ist Doktor Ambrosio; hastigen Schrittes

eilt er durch den Garten. Wohlan! (trinkt) nun gilt es die Kräfte zu erfrischen, die Geister zu beleben und — das Gewissen zu betäuben. (Trinkt abermals.) Auf Dein Wohl, Alonso! — Dem Fernando den Himmel und mir — ha, ha, ha! — eine Welt voll Freuden. So ist's gerecht vertheilt. — Er kommt! Ich will mich fröhlich zeigen. (Singt.)

Was frag' ich viel nach Gut und Geld,
Wenn nur der Wein im Glas nicht fehlt.

Zweiter Auftritt.

Pedro, Ambrosio.

Ambrosio. Ei, ei, wie fröhlich Ihr gelaunt seid!

Pedro. Willkommen, bester Doktor Ambrosio! Sehnlichst hab' ich Euch erwartet.

Ambrosio. Ich lief so schnell mich meine alten Beine trugen.

Pedro. Das ist brav. Setzt Euch und netzt die trockene Kehle mit einem Glase Wein!

Ambrosio. Danke, danke! Müde bin ich und durstig noch mehr. (Trinkt.)

Pedro. Wohl bekomm' es! Nun redet, wie steht's mit meiner Wette? Habt Ihr das Verlangte?

Ambrosio. Ich komme leer, der ehrwürdige Mann gab mir kein Gift.

Pedro. Nicht? Und warum denn nicht?

Ambrosio. Er sagte, er müsse das Gift erst bereiten und werde morgen selbst kommen.

Pedro. Auch gut. Ich danke Euch für die Mühe und wünsche gute Nacht!

Ambrosio. Was denkt Ihr von meinem Amtseifer? Meint Ihr, ich werde gehen, ohne den meiner Kunst anvertrauten Patienten besucht zu haben? Ich könnte nicht schlafen, wenn ich ihn nicht gesehen hätte. (Will in das Seitenzimmer ab; Pedro vertritt ihm den Weg.)

Pedro. Nicht über die Schwelle! Der Knabe schläft und darf nicht gestört werden.

Ambrosio. Er schläft?

Pedro. Wie ein Todter.

Ambrosio. Nun dann wünsch' ich ihm ein fröhliches Erwachen. Morgen zu früher Morgenstunde seh' ich wieder nach.

Pedro. So thut und jetzt laßt mich allein!

Ambrosio. Gute Nacht und laßt mich rufen, wenn Gefahr droht. Ich bin jederzeit zu Diensten. (Ab.)

Pedro. Schön, schön! — Der alte Schwätzer! er wünscht ihm ein fröhliches Erwachen — ich auch — jedoch in der andern Welt. Fehlt mir das Gift, so soll der Dolch mich zum Ziele führen. (Trinkt.) Graf Alonso — auf Euer Wohl! — Ich will! dieß Wort ist mächtig. Käme mir jetzt das Unglückskind in den Weg, bei Gott! es wäre um dasselbe geschehen. Meine Hand wird nicht mehr zittern. (Das Weinglas erhebend.) Hier liegt die geheime Kraft verborgen; daraus will ich schöpfen und dann — an's Werk!

Dritter Auftritt.

Pedro, Fernando.

Fernando (fröhlich hereinspringend). Gott grüß Dich, lieber Pedro!

Pedro (erschrocken). O Gott!

Fernando. Freue Dich mit mir! Ich habe gut und lang geschlafen und bin nun wieder frisch und gesund.

Pedro (höhnisch auflachend). So, so! Du bist wieder frisch und gesund? Ei, seht mir das Wunder!

Fernando. Ja, ich lebe wieder ganz neu auf.

(Pedro zieht einen Dolch und geht auf den Knaben los.)

Pedro. Das sollst Du aber nicht, Bürschchen.

Fernando. Um des Himmels willen, lieber Pedro, Du wirst mich doch nicht ermorden wollen?

Pedro. Eben das will ich.

Fernando (fällt auf die Kniee). Ach, Pedro, laß mich leben!

Pedro (hält sich wankend an den Tisch ein). Deine Bitte ist — umsonst. Ich will — ich muß Dich tödten.

Fernando. Was habe ich Dir denn gethan? Vergieß doch nicht unschuldiges Blut! Erbarme Dich meiner, so wird sich Gott auch Deiner erbarmen, wenn Du in Noth kommst. Glaubst Du denn nicht, daß Gott Alles sieht und das Böse bestraft? Was wird Graf Alonso sagen, wenn Du mich mordest!

Pedro. Eben der will Deinen Tod. Alonso ist das rechte Wort, das mir frische Kraft gibt. (Er verfolgt den Knaben mit gezücktem Dolche.)

Fernando. O Gott, da kein Erbarmen mehr auf Erden ist, so erbarme Du Dich meiner! O all' ihr Mächte des Himmels steht mir bei!

(Pedro erhascht den Knaben und stößt mit abgewendetem Gesicht mit dem Dolche auf ihn.)

Pedro. Du bist mein.

Fernando. O Jesus und Maria! Du hast mich getroffen. Ich blute.

Pedro (erschrocken). Weh' mir!

Fernando. Sieh' dieses Blut schreit zum Himmel um Rache gegen Dich, wie das Blut Abels gegen Kain.

Pedro. Still, still, Fernando! Ich füge Dir kein Leid mehr zu. Verzeih' mir! ich war von Sinnen, der Wein muß mich berauscht haben. Gebe Gott, daß Deine Wunde nicht tödtlich ist!

Fernando. So darf ich wieder leben?

(Pedro schleudert den Dolch weg; in diesem Augenblicke tritt Bernardo von Rio in ritterlicher Kleidung ein.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen; Bernardo von Rio; ein Diener Bernardo's.

Bernardo. O Gott! was seh' ich! der Knabe blutet. Sollte ich zu spät gekommen sein! (Zu Pedro.) Elender! Du wirst Deiner Strafe nicht entgehen; doch zuerst muß ich mich des unglücklichen Kindes annehmen. (Er nimmt Fernando auf seine Arme und untersucht die Wunde.)

Pedro (für sich). Was hab' ich gethan! Mit dem Blute eines unschuldigen Kindes habe ich meine Hand befleckt. Ich kann nicht entrinnen. Mir ist's, als wär' ich mit eisernen Ketten an die Stelle geschmiedet.

Bernardo. Gottlob! die Wunde ist nicht tödtlich. Die Kleidung schwächte die Kraft des Stoßes ab.

Pedro. Ich athme auf.

Bernardo. Sei getrost, liebes Kind, mit Gottes Hilfe werde ich Dich heilen.

Fernando. Ich danke Euch, doch — ich bitt' schön — thut dem guten Pedro — Nichts zu leid. Er hatte mich immer lieb.

Bernardo (zu Pedro). Wo ist das Bett des Kleinen?

(Pedro zeigt stumm nach der Seitenthüre. Bernardo winkt seinem Diener und legt ihm Fernando in die Arme.)

Bernardo (zu seinem Diener). Bring' das Kind zu Bett und leg' ihm den Nothverband an! Das Weitere will ich selbst besorgen.

Diener. Wohl, Herr! (Mit dem Kinde ab.)

Bernardo. Und nun hab' ich mit Dir noch Abrechnung zu halten. Ich durchschaue das ganze Gewebe von Bosheit, in das Du Dich hast verwickeln lassen. Don Alonso hat Dich beredet, dem kranken Kinde anstatt Arznei Gift zu geben, um es aus der Welt zu schaffen und glauben zu machen, es sei eines natürlichen Todes gestorben. Deshalb ward Doktor Ambrosio zu mir geschickt.

Pedro (für sich). Ich bin verrathen.

Bernardo. Alonso befahl Dir, im Nothfalle anstatt des Giftes den Dolch zu gebrauchen. Damit das ruchlose Verbrechen desto leichter verheimlicht werden könnte, ließ er das Gerücht ausstreuen, die Krankheit des Kindes sei ansteckend und flüchtete zum Scheine mit Weib und Kind in die Stadt. Jetzt wartet der Bösewicht, der zugleich Mörder und Erbe sein will, auf einen Boten von Dir mit der ersehnten Todesnachricht, um Fernandos Güter in Besitz zu nehmen und sein verschwenderisches Leben von Neuem zu beginnen. Ist es nicht so?

Pedro. Ich weiß nicht, woher Ihr das Alles wißt; aber jedes Wort, das aus Eurem Munde kam, ist wahr.

Bernardo. O ihr erbärmlichen Wichte! In euren Händen werde ich den Knaben nicht lassen. Ich werde ihn zu schützen wissen.

Pedro. Dafür bin ich Euch nur dankbar. Doch erlaubt auch mir ein Wort, das aus aufrichtigem Herzen kommt.

Bernardo. So sprich!

Pedro. Don Alonso erwartet jede Stunde Nachricht von dem Tode des Kindes. Wird er nun vernehmen, daß ich das Kind am Leben ließ, so werde ich seiner Rache nicht entrinnen. Doch von mir will ich nicht reden; ich verdiene den Tod. Aber er wird suchen, das Kind wieder in seine Gewalt zu bekommen. Könnt Ihr das Kind und Euch selbst gegen seine Rache sicher stellen? — Ich weiß nicht, wer Ihr seid; aber Ihr dürft Euch wohl vorsehen. Graf Alonso ist schlau und mächtig, aller Ränke voll und alles Bösen fähig. Obschon er tief in Schulden steckt, so hat er doch noch viele mächtige Freunde. Mit einer gerichtlichen Klage gegen ihn würdet Ihr kaum durchdringen. Meine Zeugschaft würde bei seinem großen Ansehen von geringem Werthe sein. Es wäre daher wohl das Beste, wenn ich dem Grafen schriebe, Fernando sei gestorben. Ihr könntet dann den jungen Grafen ungestört bei Euch behalten und mit der Zeit seine Rechte auf die Grafschaft geltend machen. Glaubt mir, das Leben und Glück dieses Kindes, dessen edles Herz ich erst jetzt so recht kennen gelernt habe, ist mir so lieb, als mein eigenes Leben.

Bernardo. Du magst recht haben. Ich nehme das Kind zu mir und Du magst meinetwegen dem Grafen von dem Tode des Kindes Nachricht geben. Ich sehe, daß Du nur das reumüthige Opfer der Verführung bist und will Dir deshalb vertrauen.

Pedro. Ihr dürft es, bei Gott!

Bernardo. Sollte ich jedoch merken, daß man dem Kinde nachstellt, so werde ich es zu schützen wissen und Alonso und sein Helfershelfer sollen der Schande und Strafe nicht entgehen, so wahr ich Bernardo von Rio bin.

Pedro (überrascht). Ihr seid Bernardo von Rio?

Bernardo. Jener schlichte Einsiedler, von dem Doktor Ambrosio Gift zu erhalten hoffte. — Nun will ich nach dem Knaben sehen. Du sorgst indeß zu Deinem eigenen Heile, daß uns kein unberufenes Auge stört. (Ab.)

Pedro (kniet nieder). O Gott, Du hast mir zur rechten Zeit einen Engel vom Himmel zur Rettung gesendet. Mein ganzes Leben sei Deinem Dienste in Liebe und Dankbarkeit geweiht. Der Welt und ihren Freuden will ich entsagen, um meine Seele zu retten und Dir allein dienen zu können.

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

(Nach einem Zeitraume von zwanzig Jahren.)

Ein kostbar ausgestattetes Zimmer.

Erster Auftritt.

Alonso.

(Er liegt krank und gebrochen in einem Lehnsessel.)

Alonso. Laß ab, laß ab, du blutender Engel! was siehst du mich so finster und drohend an! warum muß ich immer das Blut aus deiner Wunde fließen sehen! Können denn Engel so zürnen? Nein, nein, sie können weder zürnen noch aus einer Wunde bluten. Deine Wunde schmerzt nicht mehr. Ich war verblendet, ich war wahnsinnig; verzeih' mir, lieber Fernando, was ich im Wahnsinne vollbrachte. Du bist ja im Himmel; ich, ich aber

bin jetzt schon in der Hölle. Gott allein weiß, was ich seit zwanzig Jahren gelitten habe. Fernando's Erbe brachte mir nur Fluch und Qual. Meine Gattin, meine Kinder hat mir der Tod entrissen. Einsam und allein muß ich den Rest meines verfehlten Lebens beschließen. Das ist des Himmels Strafe. Ich habe sie verdient diese Strafe; ja, ich habe sie zehnfach verdient. Herr, sei meiner armen Seele gnädig, wenn Du mich einst abrufst und laß mich da oben alle diejenigen wiedersehen, denen ich im Leben so viel des Schlimmen zugefügt habe.

Zweiter Auftritt.

Jago, dann Antonio.

Jago. Pater Antonio ist angekommen.

Alonso. Laß ihn eintreten! — Wie froh bin ich, wenn ich mein gedrücktes Herz erleichtern kann.

Antonio (eintretend). Gelobt sei Jesus Christus!

Alonso. In Ewigkeit Amen! — Ihr überrascht mich, ehrwürdiger Vater; ich habe Euch nicht so schnell hier vermuthet. Ich muß mich erst sammeln. Setzt Euch indessen an meine Seite!

Jago. Kann ich noch Etwas thun?

Alonso. Danke; geh'! (Jago ab.)

Antonio. Ihr ließt mich rufen.

Alonso. Danke Euch, daß Ihr so schnell bereit waret. Ich bin ein großer Sünder.

Antonio. Kein Sünder ist so groß, daß ihm nicht Gott verzeiht, wenn er aufrichtige Reue fühlt.

Alonso. Ihr flößt mir Muth ein, ehrwürdiger Vater; doch ich zittere, das Geheimniß, das mein Gewissen beschwert, Euch zu entdecken, und es will fast nicht

über meine Lippen. Was für ein seltsames Geschöpf ist doch der Mensch, daß er sich nicht entsetzt, ein Verbrechen zu begehen, dessen Namen er kaum auszusprechen wagt. O Gott, gib Du mir Stärke, dieses mein Sündenbekenntniß vor Deinem Diener abzulegen. (Alonso versinkt in düsteres Schweigen.)

Antonio. Da es Euch so schwer wird, Euer Vergehen auszusprechen, so will ich für Euch reden. — Ihr habt vor langer Zeit Eurem Freunde, Namens Pedro, Befehl gegeben, den jungen Grafen Fernando, den Sohn Eures Bruders, heimlich vermittels Gift oder Dolch aus dem Leben zu schaffen, um seine Güter zu erben, in deren Besitz Ihr bisher noch seid.

Alonso. Woher wißt Ihr das? Wer hat Euch das gesagt?

Antonio. Es war nicht nöthig, daß irgend ein Mensch mir Eure Schuld enthüllte; genug, ich weiß davon, als hätte ich selbst meine Hand dazu gereicht.

Alonso (für sich). Pedro hat mich verrathen.

Antonio. Gemäß der Verabredung mit Pedro berichtete er Euch den Tod des Kindes. Er schrieb Euch, Fernando sei seiner Krankheit erlegen und diesen Lügenbrief zeigtet Ihr Eurer Gemahlin, Euren Freunden und Bekannten. Allein auf einem besonders beigelegten Zettel gab er Euch die geheime Nachricht, daß er das Kind in Ermanglung von Gift mit einem Dolchstiche getödtet habe.

Alonso. Ich bin vernichtet. So ist mein blutiges Verbrechen bereits offenkundig. Ja, ja, es ist ein altes, aber wahres Sprichwort:

Es ist Nichts so fein gesponnen,
Es kommt doch noch an die Sonnen.

Antonio. Seid unbesorgt! Niemand weiß von Eurem Verbrechen, als Gott und ich. Ich kann Euch aber auch den besten Trost geben.

Alonso. Den fände ich nur dann, wenn ich mein Unrecht wieder gut machen könnte.

Antonio. Ihr könnt es.

Alonso. Wer todt ist, wacht nicht mehr zum Leben auf.

Antonio. Wie, wenn Pedro jene That nicht vollbracht hätte, wenn Fernando noch lebte?

Alonso. Wie, Fernando noch am Leben? O, bei dem allmächtigen Gott, sagt mir die Wahrheit!

Antonio. Fernando lebt.

Alonso. Er lebt? —

Antonio. Ich kann es vor Gott bezeugen. Gottes heilige Vorsehung wachte über das Kind und beschützte es wunderbar. Der Dolch hatte seine Schärfe verloren, der Arm des Mörders war wie gelähmt; sein Herz zerfloß in Mitleid, als er den ersten Blutstropfen aus der Wunde fließen sah. Aber die Wunde war nicht tödtlich.

Alonso. Gott sei Dank!

Antonio. Fernando blieb am Leben und lebt noch bis zur Stunde.

Alonso. Seid Ihr ein Engel vom Himmel, der mir solche Botschaft bringt? — Wenn Fernando noch lebte, wenn ich kein Mörder wäre, ich würde neu aufleben. Ja, ich wäre bereit, meine Schuld öffentlich zu bekennen und das Vermögen, das ich widerrechtlich besitze, seinem rechtmäßigen Herrn zurückzugeben. Aber noch ist mir Alles wie ein Traum, und ich vermag es kaum zu glauben. Doch sprecht, wie ging es weiter, und was fing Pedro mit dem blutenden Kinde an?

Antonio. Als Pedro rathlos vor dem blutenden Kinde stand, da schickte ihm Gott einen edlen Mann zu Hilfe. Ritter Bernardo von Rio —

Alonso (überrascht). Mein Gott!

Antonio. — trat plötzlich in das Zimmer, verband die Wunde des Knaben und nahm ihn dann mit sich.

Alonso. Bernardo von Rio sagt Ihr?

Antonio. So war sein Name.

Alonso. Mein bitterster Feind, der geächtet ward und heimlich aus Spanien floh.

Antonio. Der edle, schuldlose Mann, der so schwer, aber falsch angeklagt worden, war blos in das Gebirge geflohen, wo er unerkannt als frommer Einsiedler lebte. In seine stille Klause brachte er Fernando, gab ihm eine vortreffliche Erziehung und begleitete ihn später auf die Hochschule, fest entschlossen, dessen Rechte auf die Grafschaft von Alvarez einst vor dem König geltend zu machen. Alle Hilfsmittel hiezu lagen in seinen Händen. Pedro hatte dem edlen Ritter nicht nur Euren ganzen Anschlag gegen Fernando's Leben eingestanden, sondern von Reue und Gewissensangst getrieben, daß er dazu beigetragen, den jungen Grafen Fernando um die Grafschaft zu bringen, hat er dem Ritter selbst Eure Briefe, die stillen Zeugen Eures Verbrechens, im Laufe der Zeit übergeben. Diese Papiere, die Narbe des jungen Grafen, die er wohl in sein Grab mitnehmen wird, das Gypsbild, das sich statt des Leichnams in der gräflichen Gruft befindet, und noch andere Umstände wären hinreichend gewesen, Euch eines Verbrechens zu überführen und Fernando wieder in den Besitz seines väterlichen Erbes zu bringen. Allein der Ritter Bernardo von Rio ward durch den Tod an der Ausführung seines Vorhabens gehindert.

Alonso. Welch' drohendes Unheil hing beständig über meinem Haupte! — Und Fernando?

Antonio. Fernando, der seine hohe Abkunft nicht ahnte und wohl bis zur Stunde nicht weiß, begab sich nach Vollendung seiner Studien zuerst nach London, wo ihn der österreichische Gesandte am englischen Hofe sehr gnädig aufnahm, begleitete dann den Gesandten nach Wien und lebt nun in Böhmen als Vater einer liebenswürdigen Familie.

Alonso. Guter Gott, Deine Barmherzigkeit sei ewig gepriesen! Du hast Alles zum Besten gelenkt, was ich Böses vorhatte. Vor Dir bin ich, obwohl der Mord nicht vollbracht wurde, doch ein Mörder. Es ist nicht mein Verdienst, daß die böse That unterblieb. Ich hätte verdient, daß ich als treuloser Vormund, als Räuber fremden Erbes, aller meiner Würden entsetzt, mein Wappen von Henkershand zerschlagen, und meiner Freiheit beraubt worden wäre. Allein Du hast diese Schmach von meinem Haupte abgewendet. Du hast mich mit Leiden anderer Art zur Besinnung gebracht. O sei dafür gepriesen! Dieses Einzige bitte ich Dich noch, erhalte mich noch so lange, bis ich mich ganz mit Dir ausgesöhnt habe und laß mich dann noch das Angesicht meines Brudersohnes, des guten, von mir so schwer beleidigten Fernando sehen, den ich einst haßte, aber nun liebe, wie meinen eigenen Sohn. Laß mich seine Verzeihung für das ihm zugefügte Unrecht erlangen, dann will ich gerne sterben.

Antonio. Amen!

Alonso. Auch an Pedro habe ich schwer gesündigt. Die Hoffnungen, die ich in ihm erregte, sowie die Furcht vor meinen Drohungen haben ihn zu dieser schrecklichen That verleitet. Daß er Fernando verschonte, dafür danke

ich ihm; daß er mich mit dem trügerischen Leichenbegängnisse und mit falschen Berichten von Fernando's Tod hinterging, verzeih' ich ihm; allein daß er mich an Bernardo verrieth und ihm meine Papiere auslieferte, hätte ich nicht von ihm erwartet. Doch sei ihm auch dieses von Herzen verziehen! Laßt den unglücklichen, durch mich verführten Menschen Eurem Gebete empfohlen sein. — Doch kann ich nicht begreifen, ehrwürdiger Vater, wie Euch das Alles so bekannt sein kann. Bernardo von Rio ist todt, wie Ihr sagtet, und Pedro hat, so viel ich erfuhr, längst den Tod in den Wellen gesucht.

Antonio. Nennt mich nicht ehrwürdig, denn auch ich bin ein großer Sünder. Ich, ich bin jener Pedro, der Euch hintergangen und verrathen hat.

Alonso. Wie, Ihr wäret jener Pedro?

Antonio. Die Zeit und nagende Reue haben meine Haare gebleicht, meine Stirne gefurcht und meine Züge verändert. Aber glaubt mir, ich bin dennoch Pedro, Euer ehemaliger Freund und Gefährte.

Alonso. Nun Gott Lob, daß Du noch lebst, und Gott Dir Zeit zur Buße schenkte. Wir sind indes Beide alt geworden und haben uns sehr verändert. Wir sehen nun Beide ein, wie eitel, leer und vergänglich die irdischen Freuden und Güter sind, und wie sie uns oft zu Verbrechen und Thorheiten hinreißen, die uns für immer um die Ruhe des Herzens bringen. Ach, ich habe vielen Jammer über Dich gebracht. Verzeih' mir, lieber Pedro!

Antonio. Dann wird auch Gott mir verzeihen.

Alonso. Du warst damals ein unerfahrener, leicht zu lenkender Jüngling. Ich verführte Dich, anstatt Deine Jugend auf guten Weg zu lenken. Aber sag', wie ging

es Dir? Du hast der Welt entsagt, wie ich an Deinem Kleide sehe.

Antonio. Wenn Euch an meiner Geschichte noch Etwas gelegen ist, so will ich sie Euch mit kurzen Worten mittheilen.

Alonso. Ich nehme großen Antheil.

Antonio. Seit jener unseligen That fand mein Gewissen keine Ruhe mehr. Das Wort Giftmischer, Meuchelmörder leuchtete mir mit greller Flammenschrift vor Augen, denn kam auch die That nicht zur Ausführung, so hatte ich doch den Willen hiezu. — Als ich Fernando in guten Händen wußte, entschloß ich mich, der Welt ganz zu entsagen und in ein Kloster zu gehen. Da ich Eure Rache fürchtete, so legte ich Hut und Mantel am Ufer des Flusses nieder, an dem Euer Schloß gelegen ist, um glauben zu machen, ich hätte den Tod in den Wellen gesucht.

Alonso. So glaubte ich auch.

Antonio. Auf mein dringendes Bitten wurde ich in ein Kloster des heiligen Franziskus aufgenommen. Ich ließ meine reichen Locken, auf die ich einst so stolz war, abschneiden und hüllte mich in dieses rauhe Gewand, um in einsamer Klosterzelle für mein Verbrechen zu büßen. Ich brachte meine Zeit mit Beten und Fasten zu und verrichtete freudig die niedrigsten Dienste, die man mir auftrug. — Erst vor kurzer Zeit erfuhr ich, Ritter Bernardo sei gestorben, sein Pflegesohn lebe auf einem Gute in Böhmen, und Ihr seiet noch im Besitze von Fernando's Erbe, führet aber auf diesem Schlosse ein sehr trauriges, einsames Leben.

Alonso. Ja, wahrhaftig! Der Rest meines Lebens ist einsam und traurig.

Antonio. Ich wünschte Euch zu sprechen und bat meine Obern, mich in das Kloster zu versetzen, das in Eurer Nähe gelegen ist. Mein Wunsch wurde bereitwillig erfüllt. Schon wollte ich um die Erlaubniß bitten, Euch besuchen zu dürfen, da gab mir mein Quardian selbst den Auftrag, mich nach Eurem Befinden zu erkundigen. So hat uns Gott nach vielen Leiden und Trübsalen wieder zusammengeführt.

Alonso. Ein seltsames Wiedersehen!

Antonio. Ich bin nun wohl hieher geschickt, Eure Beichte abzunehmen, nun habe ich die meinige abgelegt. — Seht, lieber Herr, ich habe in dem Kloster den erwünschten Frieden meines Herzens lange Zeit nicht gefunden. Immer stand mir mein Verbrechen vor Augen. Die strengsten Bußübungen — Fasten und Nachtwachen — konnten mir die verlorne Ruhe des Gewissens nicht wieder geben. Da fand ich unter den Vätern des Klosters einen ehrwürdigen Greis, der in dem Rufe der Heiligkeit steht. Ihm entdeckte ich den Zustand meines Innern. Der fromme Greis wies mich an die Erbarmungen Gottes. Er lehrte mich, wie der Erlöser vom Himmel auf die Erde kam, um die verlornen Schafe aufzusuchen und zu retten. Trost und Kraft flößte er in mein Herz. Er überzeugte mich, daß Gott mir verzeihen und mich wieder zu seinem Kinde aufnehmen werde. Da kam wieder Ruhe und Freude in mein gequältes Herz.

Alonso. Ich beneide Dich.

Antonio. Macht es nun wie ich! Vertraut Euch jenem frommen Greise! Ihm legt Eure Beichte ab! Ich will ihn Euch zuführen, und er wird Euch Eurem Erlöser zuführen, in dem allein Heil und Ruhe zu finden ist.

Alonso. Ja, ja, das will ich thun, bald, heute noch. Auch muß Fernando sein volles Erbe wieder zurückerhalten. Dann erst hoffe ich Ruhe für mein Herz und Verzeihung von Gott zu erlangen. — Wo kann ich Fernando finden?

Antonio. Er ist Verwalter eines Gutes in Böhmen, das dem Grafen Gallas gehört.

Alonso. Gut, gut; sobald meine Kräfte es erlauben, werde ich eine Reise dahin antreten. Lieb wäre es mir, wenn Du mich begleiten wolltest.

Antonio. Mit Freuden, denn auch ich sehne mich, Fernando wieder zu sehen. Doch kann ich ohne Einwilligung meines Obern Euren Wunsch nicht erfüllen.

Alonso. Dafür will ich sorgen.

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

(Spielt auf einem Schlosse in Böhmen.)

Ein Garten.

Erster Auftritt.

Alonso, Antonio.

Alonso. Also hier, hier weilt Fernando! So soll endlich mein heißer Wunsch erfüllt werden. Ach, Antonio, mir ist es so bange um das Herz. Wenn Fernando mir entgegentritt, vermag ich Schuldbeladener kaum die Augen zu ihm aufzuschlagen. Strafwürdig steht hier der Greis vor dem jungen Manne, der Onkel vor dem Neffen.

Antonio. Seid ruhig! Fernando hat keine Ahnung von Allem, was Ihr einst mit ihm vorhattet. Er schiebt alle Schuld auf den Wahnsinn jenes Pedro, den er in mir gewiß nicht mehr erkennen wird. Indes wir werden ja sehen, ob und wie viel er von der Sache weiß. In Bezug auf seine Herkunft und sein künftiges Erbe seid vorerst etwas zurückhaltend und vorsichtig.

Alonso. Gewiß; wir wollen doch erst sehen, ob der Fernando dieses Hauses derselbe sei, den wir suchen.

Antonio. Ich zweifle nicht.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; Karl, Ferdinand, Bertha.

(Die Kinder jagen mit Schmetterlingsfängern durch den Garten und bleiben dann beim Anblick der Fremden stehen.)

Bertha. Da sieh' nur das schöne Pfauenauge!

Karl. Den muß ich haben.

Ferdinand. Still! Es ist Jemand hier.

Karl. Die Herren sind wohl gekommen, unsern Garten zu sehen?

Alonso. Wenn es erlaubt ist. Doch möchten wir auch Deinen Vater sprechen.

Karl. Du, Bertha, zeige den Herren den Garten! Unterdessen will ich den Vater suchen. Darf ich bitten, woher Sie sind?

Alonso. Aus Spanien.

Karl. Aus Spanien! Das wird den Vater freuen. (Ab.)

Alonso (zu Antonio). Ein freundlicher Knabe!

Bertha. Sehen Sie, hier steht eine steinerne Jungfrau mit Namen Pomona. Sie hält uns ein Körbchen

voll steinerner Früchte entgegen, als wollte sie uns damit beschenken. Aber mir sind die Aepfel und Birnen, die auf den Bäumen wachsen, viel lieber.

Ferdinand. Nun müssen Sie noch etwas recht Schönes sehen. Hier hinter diesem Baum ist ein steinerner Wassermann, der ein Horn an den Mund hält, aus dem er Wasser in die Luft bläst; zu seinen Füßen krümmen sich ein paar seltsame Fische, die aus den Nasen Wasser spritzen. Da in dem großen Wasserbehältnisse schwimmen goldglänzende Fischlein lustig herum. Das ist mir das liebste Plätzchen im Garten.

Bertha. Und mich freuen ganz besonders die kleinen Bäumchen in den Kübeln; denn sie tragen allerliebste Früchte: Citronen und Pomeranzen. Jetzt sind die Früchte freilich noch etwas klein und grün; aber wenn sie reif werden, so sehen sie aus wie Gold. Solche Bäume gibt es nur bei uns. Freilich hat der Gärtner viel Arbeit damit, und im Winter muß er sie gar in ein Glashaus sperren, damit sie nicht verfrieren.

Alonso. In meiner Heimat gibt es ganze Wälder von Citronen- und Pomeranzenbäumen, die Jahr aus, Jahr ein im Freien stehen und mit ihren silberweißen Blüthen und goldenen Früchten das Auge erfreuen.

Ferdinand. Das muß aber ein herrliches Land sein. Der Vater hat uns schon oft erzählt davon, denn er war in seiner Jugend auch in Spanien.

Alonso. Nun komm' einmal her, liebes Kind, und sage mir, möchtest Du wohl in jenes Land ziehen?

Ferdinand. Warum nicht? Wenn der Vater und die Mutter, Karl und Bertha mitziehen, so reise ich mit Freuden dahin.

Bertha. Ich auch.

Alonso. Sieh' nur, Antonio, was das für ein holder Knabe ist! Wie freundlich und unbefangen er mit seinen hellen schwarzen Augen in die Welt hineinblickt.

Antonio. Ja, wahrhaftig! Er kann seine spanische Abkunft nicht verläugnen.

Alonso. Aber nun sage mir, Kleiner, wie heißt Du denn?

Ferdinand. Ich heiße, wie mein Vater, Fernando; die Mutter aber nennt mich meistens Ferdinand. Mir ist das ganz einerlei.

Alonso (zu Antonio). Der Knabe hat nicht nur den Namen seines Vaters, er ist auch dessen treues Ebenbild.

Antonio. Ja, so sah er aus, als er noch in diesem Alter war. Ich meine ihn jetzt wieder vor Augen zu sehen und jene unselige That schwebt mir auf's Neue vor.

Alonso. Wie konnte ich gegen ein so schuldloses Kind so grausam sein! Wie können doch die Leidenschaften den Verstand des Menschen betäuben und alle edlen Empfindungen in seinem Herzen unterdrücken!

Antonio. Ja, wahrhaftig! Darum sollen wir täglich beten: Herr, führe uns nicht in Versuchung!

(Bertha hat unterdessen ein paar Blumensträußchen gebunden, während Ferdinand ein Körbchen voll Kirschen holt.)

Bertha. Seht da, wir haben in unserm Garten doch auch hübsche Blumen, wie sie selbst in Spanien nicht schöner sein können. Wie schön weiß und roth und blau sie sind! — Und wie sie duften! (Gibt Jedem ein Sträußchen.)

Alonso. Danke schön, mein Kind.

Ferdinand (mit einem Körbchen voll Kirschen). Hier, meine lieben Herren, ist eine kleine Erfrischung für Sie. Essen Sie die Kirschen, bis der Vater kommt. Sie

sind sehr süß und wurden eben frisch vom Baume gepflückt.

Alonso. Danke, danke.

Antonio. Prächtige Kirschen!

Ferdinand. Wir haben viele Obstbäume; da können wir essen nach Herzenslust. Die Aepfel und Birnen hängen uns oft in den Mund hinein. Noch lustiger ist's, wenn sie uns auf die Köpfe fallen.

Alonso. Sieh' nur, Antonio, wie diese unschuldigen Kinder so freundlich und wohlwollend, so fröhlich und kummerlos sind! Das waren wir einst auch — und das könnten wir noch sein, wenn wir so unschuldig geblieben wären wie sie.

Antonio. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich eingehen", sagte Christus.

Bertha. Da kommt der Vater.

Alonso. O Gott!

Antonio. Muth, mein Herr! Es wird besser gehen, als Ihr denkt.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen; Karl, Fernando (als Mann).

Fernando. Willkommen in meinem Hause!

Antonio. Gott zum Gruße, bester Herr!

Fernando. Sie kommen also aus Spanien, wie mir Karl sagte?

Alonso (für sich). Er ist's; kein Zweifel!

Fernando. Das ist auch mein Vaterland, in dem ich die glücklichen Jahre meiner Kindheit und Jugend zugebracht habe.

Alonso. Sie sind ein geborner Spanier?

Fernando. Wie ich bereits sagte.

Alonso. Entschuldigen Sie meine Neugierde, sie ist nicht ohne Grund. Wer waren Ihre Eltern? Wie kommen Sie aus dem herrlichen Spanien hieher zwischen diese dunklen Wälder und rauhen Berge Böhmens?

Fernando. Meine Schicksale sind etwas seltsam. Die Erinnerungen aus meinen Kinderjahren gleichen einem dunklen Traume, an den ich mich jedoch nur ungerne erinnere. — Ich wohnte in einem alten Schlosse mit gewölbten Gängen und hohen Zimmern. Die Frau, die ich für meine Mutter hielt, die aber, wie ich später erfuhr, meine Tante war, hatte mich so lieb, wie ihre eigenen Kinder. Mein Onkel, den ich Vater nannte, war selten auf dem Schlosse. Seine Ankunft war für uns Kinder kein Tag der Freude, denn sein rauhes Wesen flößte uns mehr Furcht als Liebe ein. — Einmal verfiel ich in eine leichte Krankheit. Anstatt mich nun zu pflegen, reiste meine Tante mit all' ihren Kindern sofort ab, weil man sonderbarer Weise meine Krankheit für ansteckend hielt. Auf dem Schlosse meines Onkels lebte ein junger Mann, den wir Kinder sehr lieb hatten, denn er erzählte uns oft schöne Märchen, machte uns kleine Geschenke und lehrte uns allerlei Spiele.

Alonso. Wie hieß er?

Fernando. Sein Name ist meinem Gedächtniß längst entschwunden. — Dieser Mann nun blieb allein zu meiner Pflege zurück. 's war ein sonderbarer Krankenwärter. Als ich eines Abends frisch und munter in das Wohnzimmer trat, ergriff er in einem Anfalle von Wahnsinn einen Dolch, um mich zu morden.

Antonio (für sich). Die böse That steht frisch vor meinen Augen.

Fernando. Sein Dolch verwundete mich und noch heute ist die Narbe an meinem Arme sichtbar. — Da kam zu meiner Rettung ein Engel von Gott gesandt. Der nahm sich meiner an, brachte mich in seine stille Klause und sorgte wie ein Vater für meine Ausbildung. Leider verlor ich ihn zu früh durch einen raschen Tod. Nach mancherlei Stürmen fand ich hier als Verwalter dieses Gutes ein stilles Plätzchen und befinde mich im Kreise meiner Familie wohl und glücklich.

Antonio (für sich). Gott sei Dank!

Alonso. Haben Sie keine Ahnung, warum jener junge Mann Sie tödten wollte?

Fernando. Keine. Ich habe auch nie weiter nachgedacht.

Alonso. Und haben Sie von Ihren Eltern nie etwas Näheres erfahren?

Fernando. Ach nein, nie, nie! Bernardo — so hieß mein Retter und Erzieher — nahm das Geheimniß meiner Herkunft mit sich in's Grab.

Alonso. Nun, so kann vielleicht ich Aufschluß geben.

Fernando. Ihr?

Alonso. Es frägt sich nur, ob Sie wirklich jener Knabe sind, den jener junge Mann im Wahnsinn tödten wollte.

Fernando. Wenn Sie noch zweifeln, so (den Aermel zurückstreifend) sehen Sie die Narbe hier.

Antonio. Er ist's! (Für sich.) An dieser Stelle traf ihn mein Dolch.

Alonso. Fernando, komm' an meine Brust! Ich — ich bin Dein Onkel.

Fernando. Mein Onkel?

Alonso. Ja, Dein Onkel, und Du bist mein Neffe,

der Sohn meines seligen Bruders. Du bist ein Graf von Alvarez, der rechtmäßige Erbe einer herrlichen Grafschaft Spaniens.

Fernando. Welche Kunde!

Alonso. Gott ließ es zu, daß Du aus Deinem Erbe verstoßen wurdest. Frage nicht weiter! Nichts wissend von Deiner hohen Abkunft, wuchsest Du fern von Deinen Verwandten in tiefer Verborgenheit auf. Es war vielleicht zu Deinem Heile, denn der Reichthum erstickt nur zu oft das thätige Streben und Schaffen eines jungen Mannes. — Ich selbst hielt Dich für todt. Sobald ich jedoch erfuhr, Du seiest noch am Leben, entbrannte mein Herz von Verlangen, Dich wieder zu sehen und an meine Brust zu drücken. Aus Liebe zu Dir, den ich nur als einen zarten Knaben gekannt, verließ ich das schöne Spanien und machte die weite Reise bis hieher in Böhmens Wälder, um das Unrecht, das Dir geschah, zu vergüten und Dich als den Erbgrafen von Alvarez in alle Deine Güter und Besitzungen wieder einzusetzen.

Fernando. Zu viel des Glückes!

Alonso. Sei mir denn, liebster Fernando, von ganzem Herzen gegrüßt! Sei mir tausendmal willkommen! Erkenne in mir Deinen Onkel, den Bruder Deines seligen Vaters — und schenke mir Deine Liebe!

Fernando. Warum sollte ich meinen Onkel nicht lieben! — Sei mir herzlich gegrüßt und willkommen unter meinem Dache!

Alonso (heftet ihm einen Stern an die Brust). Sieh', dieses Zeichen der gräflichen Würde und eines Grandes von Spanien übergebe ich hiemit Dir. Möge der Stern Dir ein Glücksstern für das ganze Leben sein!

Fernando. Noch ist mir Alles wie ein Traum.

Aber nun komm', lieber Onkel, Du sollst auch meine Frau kennen lernen.

Alonso. Freue mich wahrhaftig, sie zu sehen. Sie ist doch von Adel?

Fernando. Nein, bester Onkel; sie ist die Tochter eines Försters und heißt Klara.

Alonso. Wie? Was? Eine Försterstochter? Die Tochter eines Jägers?

Fernando. Was erschrickst Du so?

Alonso. Das ist schlimm, sehr schlimm! Das kommt mir ganz unerwartet. Nun ist mir ein großer Theil meiner Freude zerstört. Freilich, freilich, ich hätte mir das denken können. Du wußtest ja nicht, daß Du aus einer der ältesten Adelsfamilien Spaniens stammst, sonst wärest Du nicht auf den unseligen Gedanken gekommen, eine Bürgerliche, ein Jägermädchen zu heirathen. Dieser Mißgriff in Deiner Wahl muß verbessert werden. (Zu Antonio.) Ihr wißt vielleicht als Ordensmann eine Auskunft zu geben. So viel ich weiß, trennt Irrthum in der Person die Ehe. Könnte aus diesem Grunde die Ehe nicht für ungiltig erklärt und getrennt werden?

Antonio. Irrthum in der Person ist allerdings ein trennendes Ehehinderniß. Allein hier tritt der seltsame Fall ein, daß Einer sich in seiner eigenen Person geirrt und selbst nicht gewußt hat, wer er sei. Fraget daher einen Mann, der im geistlichen Rechte besser bewandert ist, als ich.

Fernando. Was braucht es da viel zu berathen und zu fragen! Ich trenne mich um keinen Preis von der mir am Altare angetrauten Gattin. Nein, nein, um keine Grafschaft, um keine Kaiserkrone würde ich treulos an meinem lieben Weibe, an der Mutter meiner Kinder handeln.

Alonso. Fernando!

Fernando. Die Treue, die ich ihr am Altare vor Gottes Angesicht gelobt habe, werde ich ihr halten bis zum Grab. Nichts, nichts soll mich trennen von ihr als der Tod.

Alonso. Neffe, bedenk', was auf dem Spiele steht!

Fernando. Nur vergänglicher Reichthum, ein glänzender Name, aber nicht dauerndes Glück.

Alonso. Fast möcht' ich glauben, Du seist kein Graf von Alvarez.

Fernando. Ich hatte zwar Anfangs Freude, zu vernehmen, ich sei ein Graf. Ich war ein Thor. Der eitle Glanz blendete mich — aber nur auf einen Augenblick. Der Traum ist vorüber und so schnell verschwunden, als er gekommen. Ich leiste gerne Verzicht auf Namen, Stand und Reichthum.

Alonso (für sich). Der ist verrückt.

Fernando. Es freut mich zwar, meinen Onkel kennen zu lernen, aber sag' mir kein Wort mehr von Ehescheidung. Zieh' mit Gott wieder zurück in Dein herrliches Spanien — ohne mich. Ich bleibe hier in meinem zweiten Vaterlande, dem lieben Böhmen, wo ich bis jetzt glücklich und zufrieden lebte. Ich bin zu angegriffen, um mich noch in weiteres Gespräch über diesen Punkt einzulassen. Ich muß offen bekennen, daß ich mich in Deine Denkart, lieber Onkel, nicht finden kann. Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht trennen. Verzeih', daß ich Dich jetzt verlasse; ich komme bald wieder zurück; aber wenn Du nochmal von Scheidung meiner Ehe zu sprechen versuchst, dann ist es besser, wir sagen uns ein Lebewohl. — Kommt, Kinder, wir gehen zur Mutter. (Mit den Kindern ab.)

Alonso. Er wird sich noch besinnen. Es handelt sich hier um eine große Grafschaft, um Erhaltung des Stammes und Titels der Grafen von Alvarez. Seine gegenwärtige Gattin kann nie, nie eine Gräfin von Alvarez werden. Er dürfte sie in die Kreise des spanischen Adels gar nicht einführen. Seine Kinder können die Grafschaft nie erben; sie fällt an die Krone Spaniens zurück. Das wäre ein bedauernswerther Verlust. Ich will für seine Frau dieses Gut oder eine andere Herrschaft in Böhmen ankaufen. Da soll sie mit ihren Kindern im besten Wohlstand leben und mit Allem reichlich versorgt sein. Es thut mir zwar Leid um die gute Frau; aber die Trennung ist nun einmal nöthig und nicht zu vermeiden. Nun, ich denke, er wird sich noch fügen, wenn er sich einmal mit dem Gedanken etwas vertraut gemacht hat.

Antonio. Lieber Herr! Ihr bemüht Euch vergebens, diese Ehe zu trennen. Ja, um ganz aufrichtig zu sein, kann ich Euch nicht verhehlen, daß Ihr lediglich aus Stolz und unbegrenzter Ehrbegierde solch' unbilliges Verlangen stellt. Dieser Stolz, diese Sucht nach Glanz und Ehre hat Euer ganzes Leben vergiftet und Eure Familie unglücklich gemacht. Eure selige Gemahlin, die edle Blanka, die so bescheiden und demüthig war, wäre vielleicht noch am Leben, wenn nicht Euer Stolz und maßloser Ehrgeiz ihr so viel Sorge und Leid verursacht hätte. Die falschen Begriffe von Ehre, die Ihr Eurem Sohne Philippo beigebracht, rächten sich an ihm mit einem blutigen Tode, den er im Zweikampf fand. Eure schuldlose Tochter Eugenia ward der eingebildeten Ehre Eures Hauses geopfert und welkte dahin, wie eine Rose am heißen Sonnenstrahl.

Alonso. Halt' ein!

Antonio. So fiel Schlag auf Schlag auf Euer Haupt, so daß Ihr fast am Rande der Verzweiflung standet. Und kaum hat der gütige Gott Euch den schwersten Stein vom Herzen gewälzt und den für todt gehaltenen Fernando Euch lebend in die Arme geführt, so geht Ihr schon wieder damit um, sein Weib und seine Kinder zu trennen und für immer unglücklich zu machen. Wollt Ihr denn nie aufhören, Unheil zu stiften? O Ihr habt Euch noch nie wahrhaft zu Gott bekehrt. Ihr seid noch fern von der Demuth Jesu, und seine Liebe zu den Menschen ist noch nicht in Euer Herz gekommen. O denkt, wie er die lautere Demuth war, wie tief Er sich erniedrigte, die Menschen zu retten, wie er seinen Jüngern die Füße gewaschen, ja die Schmach des Kreuzes auf sich genommen und sich unter die Uebelthäter zählen ließ, um uns inmitten unter den Heiligen eine ewige Seligkeit zu bereiten.

Alonso. Du magst recht haben, lieber Antonio. Hätte man mir immer so die Wahrheit gesagt, so würde es besser mit mir stehen und viel Böses wäre unterblieben. Ich danke Dir für Deinen guten Rath; ich will ihn befolgen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Fernando mit **Klara** und seinen **Kindern.**

Fernando. Hier, Onkel, ist meine Gattin!

Antonio (zu Alonso). Steht sie nicht wie ein Engel an seiner Seite?

Alonso. Ja, wahrhaftig!

Klara. Sei uns willkommen, bester Onkel!

Fernando. Sieh' uns an, lieber Onkel! Wir alle sind, Gott sei Dank, glücklich, gesund und zufrieden. Willst

Du eine Familie trennen, deren Bund am Altare geschlossen und vom Himmel so reich gesegnet wurde?

Bertha. Nimm uns die Mutter nicht, guter Onkel.

Karl. Bitt' schön!

Alonso. Nein, nein, Kinder, ich will euch nicht trennen. (Er legt Fernando's und Klara's Hände zusammen.) Lebt glücklich und zufrieden wie bisher!

(Fernando und Klara knieen nieder.)

Fernando. So gib uns Deinen Segen!

Alonso. Steh' auf! Vor mir dürft ihr nicht knieen. Ich bin es nicht werth. Ich habe wahrhaftig solche Liebe und Demuth um euch nicht verdient.

Fernando. Nicht eher, als bis Ihr uns gesegnet habt.

Alonso. Nun denn, Gott segne euren Bund — Er segne euch und eure Kinder! Doch nehmt auch mich in eure Mitte auf!

Fernando. O wie gerne!

Karl. Sollst unser lieber Großvater sein.

Bertha. Der immer mit uns spielt.

Antonio (für sich). O selig, ein Kind noch zu sein!

Alonso. O Gott, welch' unverdiente Glückseligkeit hast Du mir für meine alten Tage bereitet. Einsam, verlassen und traurig saß ich den Tag über in meinem Zimmer. In meinem Schlosse herrschte die Stille des Grabes. Meine Gemahlin und meine Kinder hat mir der Tod entrissen. Und nun, liebster Gott, führst Du mich wieder in eine liebe Familie ein und läßt mich in Fernando einen lieben Sohn, in Klara eine gute Tochter und in ihren Kindern hoffnungsvolle Enkel finden.

Fernando. Das wirst Du finden, Onkel.

Antonio. Amen!

Bertha. Onkel, vorhin wolltest Du mir gar nicht recht gefallen. Aber jetzt, jetzt kriegst Du einen Kuß von mir.

Alonso. Herzenskind!

Karl. Und was bin ich?

Ferdinand. Und ich?

Alonso. Nun, ihr seid meine Goldjungen.

Ferdinand. Bin auch zufrieden.

(Der Vorhang fällt.)

II.

Tief in Schulden.

Sittenbild in vier Aufzügen.

Personen:

Baumann, Nagelschmied.
Christine, dessen Frau.
Fritz, deren Sohn.
Veit, Baumanns Hausfreund.
Der Landesfürst.
Stephan, dessen Kammerdiener.
Ein Dienstmann.

(Der erste und zweite Aufzug spielt in einem kleinen Landstädtchen. Der dritte und vierte Aufzug in der Residenz.)

Zwischen dem ersten und zweiten Aufzuge liegt ein Zeitraum von achtzehn Jahren.

Erster Aufzug.

Eine ärmliche Stube.

Erster Auftritt.

Baumann, Christine, Fritz.

(Sie sitzen eben bei Tisch, der etwas festlich bestellt ist.)

Baumann. Laß Dir's nur schmecken, Fritz! Bist heute aus der Schule entlassen worden, und das Zeugniß, das Du uns da heimgebracht hast, hat mir gewaltige Freude bereitet. Es ist ein Ehrentag für Dich und ein Festtag für Deine Eltern; deshalb hat auch die Mutter ihre Kochkunst wieder etwas leuchten lassen. Nur schade, Mutter, daß Du das Weib eines gewöhnlichen Nagelschmiedes bist.

Christine. Ei, was nicht gar.

Baumann. Solltest eigentlich Oberköchin bei einem reichen Engländer oder russischen Grafen sein. Hättest dann bessere Tage.

Christine. Aber Jakob, was fällt Dir denn ein! — Bin ja ganz glücklich, wenn ich so mitten unter euch sitze, und ich möchte mit keiner russischen Gräfin tauschen.

Baumann. Ah, das ist viel, und nun will ich's mir erst recht schmecken lassen.

Christine. Das freut mich.

Baumann. Der Mensch gleicht einem Wanderer; hat dieser ein ordentliches Stück Weges zurückgelegt, so ruht er aus, erfrischt sich durch Speise und Trank und erinnert sich, was er Alles gesehen, und was er erlebt hat an Leid' und Freud'. Dann denkt er aber auch an das Ziel, das er noch erreichen möchte, und wenn er klug ist, so wird er sich baldigst wieder auf den Weg machen. Ein solch' kleiner Wanderer bist Du auch, mein lieber Fritz. Den Schulweg hast Du glücklich zurückgelegt, und nun magst Du etwas ausruhen. Aber immerhin stehst Du erst am Anfang Deiner Laufbahn; denn von der Schule aus windet und schlängelt sich noch ein gar langer, oft vielfach gekreuzter Weg zum Ziele. Gott gebe, daß Du dasselbe glücklich erreichst!

Christine. Ja, das gebe Gott!

Baumann. Bis jetzt hast Du mehr mit dem Kopfe gearbeitet — nun sollen auch Deine Hände zugreifen. Hast Du schon einmal nachgedacht, was Du werden willst? — Am liebsten sähe ich es freilich, Du würdest ein Nagelschmied; ich hätte Dich dann hübsch unter den Augen, was mir eine große Beruhigung wäre. Ist Dir aber meine Werkstätte zu rußig, nun, so will ich mir deshalb den Kopf nicht zerbrechen. Jeder ist eben seines Glückes eigener Schmied. Dein Taufpathe, der Glaser Schönig, wird Dich gerne in die Lehre nehmen; auch mein Nachbar, der Bäcker Horner, läßt sich herbei. Außerdem findet sich ja noch mancher Gewerbsmeister in unserm Städtchen, bei dem Du gut aufgehoben bist. — Aber, was fehlt Dir denn? — Dir ist ja der ganze Appetit verflogen, und die Mutter sitzt auch da, als wäre der Braten versalzen.

Christine. Sei nicht bös, Jakob! Unser Fritz hat

sich eben schon einen Meister ausgewählt, und ich soll ein gutes Wort für ihn einlegen.

Baumann. Schon gewählt? — Bürschchen, will mir gleich von vornherein nicht gefallen, daß Du Dich hinter die Mutter steckst. Du wirst mir doch kein Seiltänzer oder Kunstreiter werden wollen — he?

Christine. Gott bewahre! Komödianten stecken meinem Fritz nicht im Kopfe.

Baumann. Nun, welchen Gaul will er denn reiten?

Christine. Eigentlich hättest Du das schon längst merken sollen; aber freilich, Du stehst den ganzen Tag in der Werkstätte und siehst nicht, was Dein Fritz treibt.

Baumann. Und was treibt er?

Christine. Nun, er liest und schreibt, und schreibt und liest; wo er steht und geht, hat er ein Büchlein in der Hand wie ein Gelehrter, und wenn ich mir das prächtige Zeugniß da anschaue, das uns der Bub' heute heimgebracht hat, so meine ich — aber mach' nur kein so finsteres Gesicht, Vater!

Baumann. Also Du meinst —

Christine. Der Fritz sollte studiren.

Baumann. Studiren, studiren! — Und was meint denn der Herr Fritz?

Christine. Es wär' sein Lieblingswunsch. Er hat mir auch versprochen, recht fleißig zu sein. Nicht wahr, Fritz?

Fritz. Ja.

(Baumann zündet sich sein Pfeifchen an und geht nachdenkend auf und ab; kleine Pause.)

Fritz. Bitt' schön, Vater!

Baumann. Mußt Dir das aus dem Kopfe schlagen, Fritz. Das Studiren ist ein langer Marsch, auf dem

man viel Geld zur Zehrung nöthig hat. In unserm Städtchen ist keine Lateinschule; der Aufenthalt in einer fremden Stadt aber kommt theuer. Wohnung, Kost, Kleidung verschlingen ein schönes Stück Geld; von Holz, Licht, Büchern, Papier und hundert andern Dingen will ich gar nicht reden. So viel kann ich aus meinen Nägeln nicht herausklopfen. Wäre auch weit gefehlt, wenn alle fleißigen und halbwegs g'scheidten Buben studiren wollten. Der Handwerker braucht eben so gut einen hellen Kopf und rührige Hände. Also seid bescheiden und bleibt mir mit solch' hochfliegenden Gedanken hübsch vom Leibe!

Christine. Du hast ja recht, Jakob; das Studiren ist ein weiter Marsch, der viel Geld kostet; aber deshalb sollten wir unserm Fritz nicht in den Weg treten, wenn er denselben gern gehen möchte. Du, mein Gott! Es studiren ja viel hundert Bürschchen, die noch weit ärmer daran sind, als unser Fritz. Ich habe in der Residenz eine Schwester —

Baumann. Selbst arm wie eine Kirchenmaus.

Christine. Ja, arm ist sie, das ist wahr; aber ein Winkelchen zum Schlafen und ein Tischchen zum Lernen wird sie unserm Fritz herzlich gerne gönnen. Das ist schon Etwas, und ein klein wenig nachhelfen könnte ich für den ersten Anfang auch.

Baumann. Hast Du einen Schatz?

Christine. Nein, aber eine kleine Sparbüchse habe ich; da hinein legte ich all' die Pfennige, die Du mir in guten Stunden geschenkt hast. So viel ist's, daß Fritz wenigstens im ersten Jahre nicht verhungert. — Ich werde Morgens keinen Kaffee mehr trinken — ein Stückchen Brod thut's auch, und wenn ich hie und da Abends mein Gläschen Bier für den Fritz opfere, so werde ich noch

lange nicht verdursten. Du weißt, Jakob, daß ich recht fein bügeln kann; wenn es Dir recht ist, so werde ich mir damit so viel verdienen, als Fritz an Kleidung und Wäsche nöthig hat. Und — der liebe Gott wird ja auch mithelfen.

Baumann (tief gerührt). Will's ja glauben, daß Dir der liebe Herrgott beisteht; aber laßt mich nur auch ein wenig mitthun. Was Du kannst, Christine, kann ich auch. Ich werde täglich ein Stündchen früher auf das Eisen klopfen, und kann auch ein Stündchen später Feierabend machen; das wird mich nicht umbringen. Opferst Du Deinen Kaffee, so will ich heute das letzte Pfeifchen geraucht haben — kann das Gedampf auch entbehren. Fritz soll nicht sagen, daß ihn die Mutter lieber habe, als der Vater. So, damit wäre die Sache abgethan. Glück auf denn, Herr Studiosus!

Fritz. Dank' schön, lieber Vater. Ich will gewiß recht fleißig sein.

Baumann. Das will ich hoffen, Bub'. Wenn Du uns keine Ehre machst, so leg' ich mir Deinen Kopf auf den Amboß.

Christine. Sollst leben, Väterchen! Mir ist jetzt ein großer Stein vom Herzen gewälzt.

Baumann. Laßt 's jetzt nur gut sein. (Reicht Christine die Hand.) Treu und fest, Mutter, wollen wir zusammensteh'n, und Fritz mag das Seine thun. Dann wird's schon recht werden.

Christine. So mein' ich halt auch. Wir arbeiten, Fritz studirt, und der liebe Gott wird seinen Segen geben.

Baumann. }
Christine. } Auf glückliche Zukunft, Herr Studiosus!

Fritz. Möcht' ich noch lange so gute Eltern haben.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; Veit.

Veit. Na, da geht's ja heut' ganz extra lustig zu.

Baumann. }
Christine. } Grüß' Gott, lieber Veit!

Veit. Grüß' Gott! Ist's erlaubt, daß ich mich ein wenig setze?

Baumann. Mach' Dir's bequem, Veit; und Du, Christine, bring' noch ein Glas!

Veit. Aber was ist denn heut' los? Wo eine Freude ist, möcht' ich immer gern auch meinen Theil weg haben.

Baumann. Unser Fritz wurde heute aus der Schule entlassen, und da gab's denn ein kleines Festmahl.

Veit. Recht so, recht so! Der brave Fritz hat's wohl verdient, daß ihm die Mutter einen Extrakuchen backt.

Baumann. Man soll die Kinder nicht loben, wenn sie's hören; aber (zieht das Zeugniß hervor) da steht's schwarz auf weiß, daß mein Fritzl der bravste und fleißigste Bub' war, und — ich kann's nicht läugnen — mein altes Schmiedherz ist glühend heiß geworden, wie ich's gelesen hab'. Es wird keine Sünd' sein, wenn ich auf den Bub'n etwas stolz bin.

Veit. Ich wär's auch, Baumann, ich wär's auch.

Christine (Bier bringend). Wohl bekomm's!

Veit. Dank' schön, Frau Baumann! — Sollst leben, Fritzl! — Also der Fritz ist fertig mit der Schul'; jetzt kommt aber die Hauptsache: was er werden will.

Baumann. Ja, was er werden will! Das läßt sich für den Augenblick noch gar nicht sagen. Wir haben

zwar schon Familienrath gehalten, aber ich möchte doch auch Deine Meinung hören, alter Freund. Also heraus damit! Soll der Fritz ein Nagelschmied, ein Glaser, ein Bäcker —

Veit. Oder Schornsteinfeger werden. Nichts, nichts, gar nichts von dem soll er werden. Wenn der Fritz mein Bub' wär', so müßte er studiren.

Baumann. Auch wieder studiren.

Christine. Hörst Du, Väterchen? Jetzt trink' ich noch eigens auf Euer Wohl, Veit.

Veit. Was ein Nessel werden will, brennt bei Zeiten. So oft ich bei euch zugesprochen habe, fand ich den Fritzl hinter den Schulbüchern, wie — wie — fällt mir gerade kein Vergleich ein.

Baumann. Wie den Veit hinter'm Bierkrug.

Veit. Na, meinetwegen! — Also, was soll's mit dem Fritzl?

Baumann. Er soll in Gottes Namen denn studiren.

Veit. Recht, ganz recht. Gib Acht, Baumann, Du erlebst noch etwas Richtiges an dem Fritzl. Will nicht Veit heißen, wenn er nicht wenigstens Bischof wird.

Baumann. O, o! Nur nicht gleich so hoch 'naus.

Veit. Dann, Fritzl, denk' an den alten Veit, und wenn ich schon g'storb'n sein sollt', so bet' mich in Himmel 'nein. — Aber der Mutter wird das Herz ordentlich schwer werden, wenn sie sich von ihrem Herzensbub'n trennen muß.

Christine. Nun, abgehen wird er mir wohl immer und überall, aber es läßt sich einmal nicht anders machen.

Veit. Nun, ich fahr' ja alle Wochen in die Residenz; da kann ich mich wohl nach dem Fritzl etwas umschauen und euch Nachricht bringen.

Christine. Dank schön, Veit. Wird mich immer freuen, wenn Ihr mir Nachricht bringt.

Veit. Aber wo wird denn Fritzl seinen Studirwinkel aufschlagen?

Christine. Ich denke bei meiner Schwester.

Veit. So, so! das ist ja eine seelengute Frau; bei der ist Fritzl gewiß gut aufgehob'n. Aber vergiß nicht, Baumann, daß der Veit Michl Bote ist und Dein alter guter Freund. Was ihr hin- und herschickt, geht auf meinem Wagen franko.

Baumann. Dank Dir, Veit.

Christine. Siehst Du, Väterchen, der liebe Gott hilft schon.

Veit. Müßt mir das nicht übel nehmen; das Studiren verschluckt gar viel Pfennige, die 's nicht alle Tage vom Himmel schneit.

Baumann. Das will ich glauben, und ich hab' so meine Sorgen bei der ganzen Sache.

Veit. Nur auf den lieben Gott vertrauen! Aber jetzt will ich mich nicht länger aufhalten. (Trinkt aus.) Glück auf denn, Herr Studiosus! und nimm noch von einem alten Fuhrmann eine gute Lehre mit auf den neuen Weg. Sie ist kurz und gut: Bleib' immer auf gerader Straße, weich dem Bösen aus und wirf nicht um! (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Dasselbe Zimmer.

Erster Auftritt.

Baumann, Veit.

Baumann. Geh' weiter, Veit; das kann ich doch nicht glauben.

Veit. Wenn ich's Dir aber sage, Baumann, in der ganzen Residenz geht das Gerede, der Fritz Baumann sei Hof- und Leibarzt des Fürsten geworden.

Baumann. Kann's nicht glauben. Ein Märchen, das man Dir aufgebunden hat.

Veit. Das Wunder wär' so groß nicht. Dein Bub' — verzeih' — Dein Fritz ist als ein tüchtiger Arzt in jedem Hause bekannt und besonders gilt er bei den Armen viel, denen er wahrer Vater sein soll.

Baumann. Das freut mich.

Veit. Man erzählt sich d'rin in der Residenz die schönsten Geschichten von ihm, daß selbst einem alten Fuhrmanne die Thränen in die Augen steigen. Da wär's also kein Wunder, wenn der Fritz Glück und Segen von oben hätte.

Baumann. Wir werden ja hören, was an der Geschichte Wahres ist. Einstweilen will ich mir noch keine Luftschlösser bauen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; Christine (einen Brief in der Hand).

Christine. Ein Brief, ein Brief von unserem Fritz.

Veit. Nun gib Acht, Baumann, aus dem Brief springt der Hofarzt des Fürsten.

Baumann. Lies nur gleich vor, Christine! Deine Augen sind noch etwas besser, als die meinen.

Christine (liest). „Liebe Eltern! Wie glücklich bin ich —"

Veit. Aha!

Christine. „— weil ich euch endlich eine große Freudennachricht zusenden kann."

Veit. Der Hof- und Leibarzt.

Baumann. Sei nur still, Veit!

Christine. „Ihr habt vielleicht schon erfahren, daß das einzige Söhnlein unseres vielgeliebten Fürsten bedenklich erkrankte."

Veit. Jetzt kommt's.

Christine. „Alle Kunst der Aerzte schien vergeblich zu sein, ja man bereitete den trostlosen Vater schon auf das Schlimmste vor. Da wurde ich zu meinem größten Erstaunen an das Krankenbett des kleinen Prinzen gerufen. Und Gott segnete mein Thun. Es gelang mir, das junge Leben dem Tode zu entreißen."

Veit. Brav, brav!

Christine. „Die Freude des Fürsten war namenlos, und ich wurde mit Geschenken reichlich bedacht. Gestern nun erhielt ich ein eigenhändiges Schreiben unseres Fürsten, worin ich zu seinem Hof- und Leibarzte ernannt wurde."

Veit. Hab' ich's nicht gleich gesagt, aus dem Briefe springt der fürstliche Hof- und Leibarzt.

(Christine liest den Brief im Stillen weiter und steckt ihn dann in die Tasche.)

Baumann. Hm, hm! jetzt muß ich's am Ende doch glauben.

Veit. Schau, schau! Bischof ist er nicht geworden, aber er ist mir als Hof- und Leibarzt auch recht. Kann er mich nicht in den Himmel hineinbeten, so wird er vielleicht einmal dem kranken Fuhrmann wieder auf die morschen Beine helfen. Also Baumann, Mutter Christine, ich gratulire euch von Herzen.

Christine. Dank' schön; ich kann kaum reden vor Freud'.

Veit. Glaub's. — Jetzt will ich aber gleich die Nachricht in der ganzen Stadt ausknallen.

Baumann. Als richtiger Fuhrmann.

Veit (singt).
Ein Sträußchen am Hute,
Die Peitsch' in der Hand,
Zieht rastlos der Wand'rer
Von Lande zu Land.
Er zieht manche Straße,
Er sieht manchen Ort.
Doch fort muß er wieder,
Muß weiter fort.

Dort winkt ihm ein Hüttchen
Am Bergesgehäng,
Bekränzet mit Rosen
Und Rebengeränk;

Dort möcht's ihm gefallen,
Dort sehnt er sich hin,
Doch fort muß er wieder,
Muß weiter zieh'n.

So bietet das Leben
Ihm manchen Genuß,
Doch treibet das Schicksal
Den rastlosen Fuß;
Einst steht er am Grabe
Und schauet zurück,
Nichts ist ihm geblieben
Vom irdischen Glück.

Baumann. Recht brav, Veit!

Veit. Gegen Abend sprech' ich wieder zu; dann wollen wir dem fürstlichen Hof- und Leibarzt zutrinken, daß er gleich morgen seine Kunst an uns probiren kann, ha, ha, ha! B'hüt' Gott, Baumann! B'hüt' Gott Mutter Christine! (Ab.)

Baumann. Auf Wiedersehen am Abend! — Noch weiß ich gar nicht, wie mir ist.

Christine. Siehst Du, Jakob, ich hab' ja immer gesagt, der Fritz wird den Nagel auf den Kopf treffen. Du mein Gott! noch so jung und schon fürstlicher Hof- und Leibarzt!

Baumann. Nun ja, der Bub' hat ein schönes Ziel erreicht; aber wir Zwei sind darüber in Noth und Sorgen grau und morsch geworden. Mir fällt oft der Hammer aus der Hand; hab' mich eben überarbeitet und zu viel entbehrt. Wenn nur das der fürstliche Hof- und Leibarzt nicht vergißt, Christine.

Christine. Das thut er nicht. Du siehst immer viel zu schwarz; das macht, weil Du eben immer in der dumpfen, rußigen Werkstätte stehst.

Baumann. Wollen's hoffen; einstweilen will ich mir heute mein lang entbehrtes Pfeifchen schmecken lassen, und Du, Christine, magst Dir einen zuckersüßen Kaffee kochen.

Christine. Warum denn nicht? ich will Dir noch obendrein heute Abends Dein Lieblingsessen bereiten, und eine Flasche Wein soll Dir dabei die Sorgen vertreiben und das Herz warm machen.

Baumann. Wer zahlt's?

Christine. Der fürstliche Hof- und Leibarzt. So steht's im Briefe und noch viel mehr; das gehört aber erst für den Abend, Männchen.

(Baumann steht auf und verrichtet ein stilles Dankgebet.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Ein gut ausgestattetes Zimmer.

Erster Auftritt.

Baumann; dann Christine.

(Baumann sitzt behaglich in einem Lehnsessel, die Füße auf dem Teppich ausgestreckt, und raucht aus einer prächtigen Pfeife.)

Baumann. Komm ich mir doch manchmal vor, wie ein verwunschener Prinz. Um diese Zeit hab' ich sonst auf das Eisen geklopft, daß mir der helle Schweiß

über die Stirne floß und jetzt strecke ich die Glieder in behaglicher Ruhe und schmauche mein Morgenpfeifchen. 's ist ein schöner Lebensabend, den mir mein Bub' — wollt' ich sagen der fürstliche Hof- und Leibarzt — bereitet hat. Gott mög's ihm vergelten!

(Christine bringt Kaffee.)

Christine. So, Väterchen, nun laß Dir's gut schmecken. Ich meine, in einem so schönen Zimmer müßte auch der Kaffee nicht schlecht sein.

Baumann. Das schöne Zimmer macht's nicht aus, Christine; aber daß Alles von unserm Bub'n — wollt ich sagen vom fürstlichen Hof- und Leibarzt, — kommt das ist's, Christine, was mir den Kaffee und das ganze Leben versüßt.

Christine. Geht mir auch nicht anders, Väterchen; wo ich hinschau, aus jedem Winkel lacht mir die Liebe und der Dank unseres Kindes entgegen.

Baumann. Hast recht, Mutter; es vergeht ja kein Tag, der uns nicht mit neuer Freude überrascht.

Christine. Fritz will durchaus, daß ich mir eine Magd in's Haus nehme. Aber in diesem Punkte gebe ich ihm nicht nach. Seit fünfundzwanzig Jahren hab' ich immer meine Arbeit selbst gethan und hab' Dich gehegt und gepflegt, und so soll's auch bleiben, bis — bis es eben nicht mehr geht.

Baumann. Dank' Dir schön, Christine. Freilich, freilich, Du kannst ja auch jetzt Deine Kochkunst viel besser zeigen und von einer Köchin thät's mir auch gar nicht so gut schmecken.

Christine. Schelm!

Baumann. Aber, Christine, leg' noch etwas Holz

nach! bin mein Lebtag gerne am Feuer gestanden, darum bin ich auch von der Kälte kein besonderer Freund. Schau nur, wie's draußen stürmt und schneit. (Es klopft.) Herein!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; ein Dienstmann (mit einem Pelzrock im Arm).

Dienstmann. Guten Morgen!

Baumann. Guten Morgen!

Dienstmann. Diesen Pelzrock soll ich abgeben.

Baumann. Pelzrock, Pelzrock? — bei mir abgeben? Da werdet Ihr Euch irren.

Dienstmann. Hier wohnt doch Herr Jakob Baumann?

Baumann. Der bin ich, ja; aber —

Christine. Wie möcht' ich da lange reden. Dein Winterrock ist schon etwas alt und abgetragen, und da wird wohl Fritzl etwas Besseres ausgesucht haben.

Baumann. Wer hat Euch denn mit dem Pelzrocke hieher geschickt?

Dienstmann. Der fürstliche Hof- und Leibarzt. Ich kenn' ihn gut, denn er hat meine kranke Frau kurirt und keinen Pfennig dafür verlangt. O das ist ein herzensguter Herr, dem die Armen viel zu verdanken haben.

Baumann. Also von meinem Bub'n — wollt' ich sagen vom fürstlichen Hof- und Leibarzt — ist der Pelzrock. Da muß ich ihn schon behalten. Da, nehmt noch ein kleines Trinkgeld.

Dienstmann. Darf Nichts annehmen. Bin schon reichlich für meinen Gang bezahlt. B'hüt' Gott, Herr Baumann!

Baumann. Einen Pelzrock, einen nagelneuen Pelz-

rock! Ich will nur sehen, was noch Alles kommt. Der Bub' — wollt ich sagen der fürstliche Hof- und Leibarzt — verschwendet sein ganzes Vermögen an uns. — (Will den Pelzrock anziehen.) Soll ich — oder soll ich nicht? Du wirst mich am Ende gar nicht mehr kennen.

Christine. Probir' nur, Väterchen! Ich möcht' doch sehen, wie er Dich kleidet.

Baumann (ihn anziehend). Bin's gar nicht gewöhnt, in solche Pelzhaut zu schlüpfen.

Christine. Ah, ah, ah! Schau' Dich nur in den Spiegel, was für ein stattlicher Mann Du bist.

Baumann. Potz Funken! Kenn' mich fast selbst nicht mehr.

Christine. Der wird Deine alten Glieder warm halten, wenn Du zur Kirche gehst.

Baumann. Ja, ja, er wärmt auch das Herz. Potz Funken! was macht der Bub' — wollt ich sagen der fürstliche Hof- und Leibarzt — aus mir. Na, na, der liebe Gott wird's ihm vergelten.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen; Veit (im Fuhrmannskittel, die Peitsche in der Hand).

Baumann. Ei, der Veit!

Veit. Müßt's nicht übel nehmen, wenn ich grad' so, wie ich geh' und steh', meine alten Bekannten aufsuch'.

Christine. Seid uns ja immer willkommen.

Veit. Das freut mich.

Baumann. Kennst mich noch?

Veit. Blos mehr an der Stimm'. Tausend, tausend! Du steckst ja bis über die Ohren im Pelz. — Und

das Prachtzimmer! Schöner kann's wohl beim Fürsten auch nicht mehr sein.

Baumann. Geh' weiter!

Veit. Na, freut mich, Jakob; Du bist hoch auf's Pferd gekommen, und ich lauf' nur so nebenher. Bin Dir aber nicht neidig.

Baumann. Das verdank' ich Alles meinem Buben — wollt ich sagen dem fürstlichen Hof- und Leibarzt. — Wie geht's Dir, Veit?

Veit. Wie soll's einem alten Fuhrmanne gehen?

(Singt.)

Ich fahr' die Straße hin und her
Mit frohem, frischem Sinn.
Und knalle lustig in die Luft,
Bis Der oben ruft.
Und wenn mir einst das Auge bricht,
Laß ich die Peitsche nicht;
Legt sie mir dann in's Grab hinein,
Die liebe Peitsche mein.
Und ist dann auch verriegelt mir
Die gold'ne Himmelsthür;
So knalle ich und peitsche auch
Nach alter Fuhrleut' Brauch.

Baumann. Brav, brav. Noch immer der lustige Veit.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen; Fritz.

Fritz. Guten Morgen, liebe Eltern!

Christine. Fritzl, guten Morgen!

Fritz. Ein Krankenbesuch hielt mich ab, sonst wäre ich schon früher gekommen.

Baumann. Die Pflicht geht immer vor.

Christine. Will Dir gleich ein Frühstück bringen. (Ab.)

Fritz (Veit erblickend). Ei, da sehe ich ja einen alten Bekannten.

Veit. Grüß' Gott, Gnaden Herr Doktor!

Fritz. Wie geht's? Fehlt Euch vielleicht etwas?

Veit. Mir fehlt gar nichts, Gnaden Herr Doktor. Nur die Hand ist mir seit ein paar Tagen etwas angeschwollen. Thut aber nicht viel; wird schon wieder vergehen.

Fritz. Laßt sehen, Veit! Hm, da hat sich ein Geschwür gebildet, das aufzuschneiden ist.

Veit. Nix, nix, Gnaden Herr Doktor!

Fritz. Nennt mich nur nicht immer Gnaden Herr Doktor. Für Euch, Veit, möcht' ich bleiben, was ich immer war: kurzweg Fritz oder Fritzl.

Veit. Fritz — Fritzl darf ich zu Ihnen sagen? dann schneid Bub' —

Baumann. Wolltest sagen, Herr Hof- und Leibarzt.

Veit. Ja, schneiden S', Herr Hof- und Leib-Fritzl, so viel Du willst.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen; Stephan.

Stephan. Der Herr Hofarzt möchten sich zu Sr. Durchlaucht, dem Herrn Fürsten, begeben.

Fritz. Werde mich einfinden. Ist der Fürst unwohl?

Stephan. Nein.

Fritz. Die Fürstin?

Stephan. Auch nein.

Fritz. Etwa der kleine Prinz?

Stephan. Wieder nein. Sr. Durchlaucht, der Herr Fürst, wünschen nur ein paar Wort' mit dem Herrn Hofarzt zu sprechen. (Ab.)

Fritz. Gut, ich komme. (Zu Veit.) Nun, Veit, vorerst wollen wir Zwei noch unterhandeln; die kleine Operation wird bald vorüber sein. Kommt nur! (In das Seitenzimmer ab.)

Christine (mit Kaffee.) Wo ist Fritz?

Baumann. Mein Gott, der Bub' — wollt' ich sagen der fürstliche Hof- und Leibarzt — hat kaum Zeit zum Essen. Er soll schon wieder zum Fürsten.

Christine. Es hat eine Zeit gegeben, wo's uns auch nicht besser ging. Beim Fürsten wird er übrigens nicht verhungern. Seit er fürstlicher Hof- und Leibarzt ist, bist Du wahrhaftig ganz vernarrt in den Bub'n.

Baumann. Und Du, Christine? — bist Du nicht auch ein wenig verliebt?

Christine. Will's nicht läugnen; Fritz verdient's ja, daß man ihn gern hat.

Baumann. Recht hast, Christine. Es ist mir jetzt doch viel lieber, daß der Bub' — wollt' ich sagen, der fürstliche Hof- und Leibarzt — kein Nagelschmied geworden ist.

Christine. Aber den Nagel hat er doch auf den Kopf getroffen.

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Zimmer des Landesfürsten.

Erster Auftritt.

Der Fürst; dann Stephan und Fritz Baumann.

Fürst. Hm, hm! Sollte Baumann wirklich ein Geizhals sein? Ich hasse Nichts so sehr, als den Geiz; denn er ist wie eine schmutzige Quelle, aus der kein frischer Labetrunk möglich ist. Kann's nicht glauben; Baumann hat manchen Feind, der ihn um seine Stellung beneidet. Nun, wir werden ja sehen, was an der Sache ist.

Stephan (eintretend.) Herr Hofarzt Baumann.

Fürst. Soll mir willkommen sein!

Fritz Baumann (eintretend). Durchlaucht ließen mich rufen. Ich will nicht hoffen, daß ich als Arzt nöthig bin.

Fürst. Krank bin ich nicht, und auch der Prinz befindet sich, Gott sei Dank! wohl, wie das Fischlein im Wasser. Aber doch habe ich Etwas auf dem Herzen, das ich gerne los haben möchte. Man flüstert mir zu, mein lieber Hof- und Leibarzt lebe sehr einfach, ja fast ärmlich. Sollte der Gehalt nicht reichen, so wollen wir herzlich gerne denselben erhöhen.

Fritz Baumann. Ich bin von Jugend auf ein einfaches Leben gewöhnt, dem ich gerne treu zu bleiben wünschte.

Fürst. Ganz recht; ein einfaches, mäßiges Leben verlängert unser Dasein, was ja ein Doktor selbst am besten weiß; aber allzu einfach ist geizig, und der Geiz ist eine ekle Krankheit. Warum das Geld im Kasten aufsammeln und Leib und Leben eintrocknen lassen?

Baumann. Mein gnädigster Fürst! Nicht Geiz

drängt mich zu einer einfachen Lebensweise, ich sammle weder goldene, noch silberne Schätze, aber ich bin — tief in Schulden.

(Kleine Pause.)

Fürst. Ei, sieh'! (mit dem Finger scherzhaft drohend) wer hätte das gedacht! Also ein lustiges Leben geführt als Student? Thut nichts — ich selbst will diese Schulden abtragen. Man soll nicht sagen, mein Hof- und Leibarzt, der Retter meines Kindes, sei von Sorgen gedrückt.

Fritz Baumann. Mein Herr und Fürst! Diese Schuld zahlt Niemand ab.

Fürst. Ei was?

Fritz Baumann. Mein Vater war ein schlichter Nagelschmied. Mühsam mußte er sich sein karges Brod verdienen. Da kam ein Zeitpunkt, wo ich mich für mein Lebensziel entscheiden sollte. Studiren war mein Lieblingswunsch. Wohl mochte dem guten Vater das Herz zittern, als er den langen Weg voll Sorg' und Kummer vor sich erblickte, doch er trat mir nicht entgegen. Treu standen die Eltern zusammen; sie gönnten sich nicht Ruhe und Rast, arbeiteten sich die Hände wund und darbten und entbehrten für mich; doch jetzt, nachdem ich mit Gottes Hilfe mein Ziel erreicht, will ich eine heilige Kindespflicht erfüllen. Gerne und freudig gebe ich mein ganzes Einkommen dahin, um meinen alten Eltern den Rest ihres Lebens freundlicher zu gestalten. Ja, könnte ich meinen Eltern ein Paradies auf Erden schaffen, ich thät' es gerne, und doch wäre meine Schuld nicht getilgt.

Fürst (schüttelt ihm treuherzig die Hand). Wahrhaftig! solche Schulden zahlt kein König ab.

(Der Vorhang fällt.)

III.

Der Hermeskopf.

Lustspiel in zwei Aufzügen.

Personen:

Baron von Fels.
Baron von Sturz, dessen Jugendfreund.
Lazarus Schalk, | in Diensten bei Fels.
Simon Schleich, |
Ursula.
Ein Arzt.
Silberstern, ein Handelsjude.

Das Stück spielt auf dem Schloßgute des Baron von Fels.

Erster Aufzug.

Ein reich ausgestattetes Wohnzimmer.

(Rechts ein Schreibtisch; links ein Schrank mit einem Schlafrocke und Perrücke.)

Erster Auftritt.

Fels, Schalk.

(Fels mit Hut und Stock in der Hand.)

Fels. So, gegen Abend oder längstens bis Morgen werde ich wieder da sein. Ich will mich durch den Park schleichen, damit mich Niemand fortgehen sieht. Ist der Herr aus dem Haus, so machen die Dienstboten Feierabend. Behüte mir meine Münzensammlung. Kommt Jemand, so zeige sie. Ich will meinen Schatz nicht verbergen. Hier sind die griechischen, — da die römischen Münzen.

Schalk. Gut, gut, Herr Baron.

Fels. Frag' auch nach einem Hermeskopf, der mir leider noch immer fehlt.

Schalk. Bitte, Herr Baron, — wie heißt der Kopf?

Fels. Hermeskopf.

Schalk. Hermeskopf; werde nicht vergessen.

Fels. Kannst Du mir diese Münze verschaffen, so erhältst Du reiche Belohnung. (Ab.)

Schalk. Das werde ich noch weniger vergessen. — Seine Münzen bringen ihn noch um den Verstand. So hat doch jeder Mensch seine Sorgen. Der Baron hat Alles, was er sich wünscht, und doch ist er nicht glücklich, weil ihm eine alte, armselige Münze fehlt. Wär' ich Baron, ich würde mir nur neue Münzen sammeln und den Hermeskopf im Grabe ruhen lassen. So ich aber kein Baron bin, sondern nur der arme Lazarus Schalk, kann ich mir weder alte noch neue Münzen sammeln; muß zufrieden sein, wenn ich sammle, was den Hunger stillt. (Zum Schrank tretend.) Hier hängt der Schlafrock, und da ist die ehrwürdige Perrücke des Herrn Barons. Hm! Wie wär's, wenn ich mich in die Hülle steckte und zum Zeitvertreib etwas Komödie spielte! (Zieht den Schlafrock an und setzt sich die Perrücke auf.) Das ganze Leben ist ja eine Komödie; die Einen gehen und kommen, der Eine spielt gut, der Andere schlecht, oft endet's lustig, nicht selten traurig. (Tritt zum Spiegel.) So, guten Tag, Herr Baron! Wahrhaftig, ich kenne mich blos mehr an der Stimme, und die läßt sich ändern, wie die Register einer Orgel. Nun will ich sehen, wie das Stück zu Ende geht.

Zweiter Auftritt.

Schalk, Baron Sturz.

(Sturz in Reisekleidern mit einem Handkoffer.)

Sturz. Fels, alter Jugendfreund, sei mir gegrüßt! Nun, was schaust Du denn so befremdet? — Hab' ich mich denn so sehr verändert?

Schalk. Wahrhaftig, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.

Sturz. Ja, ja, es ging mir bald auch nicht besser; die Zeit hat uns gerunzelt und gebleicht. Was warst Du doch früher für ein schmucker Bursche!

Schalk. Darf ich bitten?

Sturz. Sturz, Konrad Sturz.

Schalk. Sturz? (für sich). Jetzt gilt's. (Laut.) Ja, richtig, Du bist mein lieber Sturz.

Sturz. Der Dir zu manchem dummen Streiche schon verholfen hat.

Schalk (für sich). So, so! (Laut.) Vielleicht ist's noch nicht der letzte.

Sturz. Noch immer der Alte. Freut mich, freut mich ungemein.

Schalk. Aber sag' mir, lieber Sturz, woher kommst Du denn eigentlich?

Sturz. Aus aller Herren Länder. Die Stürme des Lebens verschlugen mich bald da-, bald dorthin, und nun bin ich endlich an Deinem schönen Schlosse gestrandet.

Schalk (für sich). Freut mich recht sehr.

Sturz. Du wirst mich doch auf etliche Tage beherbergen, alter Freund?

Schalk (für sich). Das gibt ein nettes Lustspiel. (Laut.) Freilich, freilich, lieber Sturz. Der Herr Baron wird nichts entgegen haben.

Sturz. Der Herr Baron? Ist noch ein Zweiter da?

Schalk. So hin und wieder.

Sturz. Ah, ich verstehe. Du — aber das hätt' ich nicht erwartet von Dir — Du stehst unter der Herrschaft Deiner Frau.

Schalk. Die ist längst gestorben.

Sturz. Mein Beileid, bester Freund.

Schalk. Danke.

Sturz. Hast Du Kinder?

Schalk. Nein; ja doch, aber die sind auch gestorben.

Sturz. Ah, da haben Dich schon schwere Schläge getroffen.

Schalk. Sehr viele, und den letzten Schlag hab' ich noch lange nicht erhalten. (Für sich.) Vielleicht morgen. (Laut.) Du warst also in aller Herren Länder?

Sturz. Mit Land, Leut' und Sitten wohl vertraut.

Schalk. Gut. Hast Du auf Deinen Kreuz- und Querfahrten keinen Hermeskopf entdeckt?

Sturz. Einen Hermeskopf? Was ist das?

Schalk. Eine alte römische Münze. Ich habe eine werthvolle Münzensammlung. Sieh' nur! Da sind die römischen, hier die griechischen. Nun fehlt mir nur noch ein Hermeskopf; das macht mich untröstlich.

Sturz. Das thut mir leid. Mit einem Hermeskopf bin ich auf meiner Wanderschaft nicht zusammengestoßen. Ich würde Dir gerne meinen eigenen Kopf zur Verfügung stellen, nur weiß ich nicht, ob mir ein richtiger Hermeskopf auf dem Halse sitzt.

(Beide betrachten die Münzen; Schleich tritt ein.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen; Schleich.

Schleich (für sich). Sonderbar! Ich sah doch den Herrn Baron soeben durch den Park schleichen, und nun steht er leibhaftig hier.

Schalk (zu Sturz). Das ist ein Pallaskopf; hier ein Zeus; diese Münze stammt aus der Zeit Philipp's II. von Makedonien.

Sturz. Ein Sack voll neuer Münzen wär' mir lieber.

Schleich (für sich). Mir auch.

Schalk (zu Schleich). Was will denn er?

Schleich (übergibt ein Billet). Vom Herrn Baron v. Zackenberg. Der Diener wartet auf Antwort.

Schalk (für sich.) Zum Kukuk! Das Zeug ist französisch geschrieben. Was soll ich nun antworten? Hm! so eine allgemeine Antwort, die auf Alles paßt, wie ein Orakelspruch. (Laut.) Lasse verbindlichst danken; bin sehr erfreut.

Schleich. Schön. (Will ab.)

Schalk. Halt! Führe meinen Freund in das Gastzimmer. (Zu Sturz.) Sie sind doch wirklich ein guter Freund vom Herrn Baron?

Sturz. Stell' mich auf die Probe, Franz! (Für sich.) Dem fehlt's wahrhaftig schon im Hermeskopf.

Schleich. Im rechten oder linken Flügel?

Schalk. Gleich ober mir. (Zu Sturz.) Du wirst müde sein von der Reise. Ruh' aus und mach' es Dir bequem! Bei Tische werden wir uns wieder sehen.

Sturz. O Du herzensguter Freund! Aber ich will Dir einen nagelneuen Hermeskopf prägen lassen.

Schalk (zu Schleich). Ruf' mir auch den Schalk herbei!

Schleich. Ganz gut, Herr Baron. (Mit Sturz ab.)

Schalk (wirft sich in einen Lehnsessel). So, noch keine Viertelstunde ein Baron, und der Faden wirrt sich schon. Vielleicht zu Schlingen für meinen Kopf!

Vierter Auftritt.

Schalk; Ursula.

Ursula. Guten Tag, Herr Baron!

Schalk (mit Verstellung). Was soll's?

Ursula. Aber Sie sehen heute gut aus!

Schalk. Wie so?

Ursula. Viel jünger als sonst kommen Sie mir vor.

Schalk. Ist das Alles, was Sie mir zu sagen hat?

Ursula. Nein, Herr Baron; eigentlich wollt' ich nur fragen, was Herr Baron heute zu essen belieben.

Schalk (springt auf). (Für sich.) Willkommene Frage! (Laut.) Schweinefleisch, Knödel und Kraut.

Ursula. Aber, Herr Baron, solch' gewöhnliche Speise durfte ich Ihnen niemals vorsetzen. Ihr Magen, sagten Sie immer, könne so Etwas gar nicht vertragen.

Schalk. Mein Magen ist heute ganz vortrefflich; er kann Alles vertragen, liebe Ursula.

Ursula. Nun, wenn das ist, so sind Sie jedenfalls guter Laune, Herr Baron, und ich kann mir eine Bitte erlauben, die ich schon längst im Herzen trage.

Schalk. Welche Bitte trägt Sie im Herzen?

Ursula. Zehn Jahre habe ich Ihnen treu und redlich gedient. Sie sind mir immer ein guter Herr gewesen, aber — es wäre doch etwas ganz Anderes, wenn ich meinen eigenen Hausstand hätte.

Schalk. Will Sie vielleicht gar heirathen?

Ursula. Gott sei Dank! Sie haben mir das Wort aus dem Mund genommen: Heirathen möcht' ich, wenn Herr Baron es gütigst erlauben.

Schalk. Dazu ist Sie schon viel zu alt.

Ursula (verletzt). O, bitte, Herr Baron! Mit sechsunddreißig Jahren kann man noch immer seine Sprünge machen.

Schalk (für sich). Die will ich auf die Probe stellen. (Laut.) Wer ist Ihr Bräutigam?

Ursula. Der Lazarus Schalk, wenn Herr Baron es gütigst erlauben.

Schalk. So, so, der Schalk. Mit dem kann Sie nicht glücklich werden.

Ursula. Weiß schon, was Herr Baron meinen: er ist etwas auf der bequemen Seite.

Schalk (für sich). Gut, gut.

Ursula. Trinkt gern.

Schalk (für sich). Sehr gut.

Ursula. Und das Kartenspiel ist seine Leidenschaft.

Schalk (für sich). Allerliebst.

Ursula. Aber das will ich ihm Alles abgewöhnen; Lazarus muß tanzen, wie ich pfeife.

Schalk. So, so! (Für sich.) Eine recht nette Braut. (Laut.) Will der Lazarus denn auch Dich?

Ursula. Ob er mich will? Du, mein Gott! der muß froh sein, wenn ich ihn nehme. Ich habe mir schon manchen Pfennig erspart; er allein aber kommt sein Leben lang auf keinen grünen Zweig.

Schalk. Schau, schau! Nun, warum spricht denn der Lazarus nicht selbst mit mir?

Ursula. Ach, in diesem Punkte ist er ein echter Hasenfuß.

Schalk. So, ein Hasenfuß ist er auch. — Nun gut, ich will meine Einwilligung geben, aber nur unter der Bedingung, daß Du dem vielgeschmähten armen Lazarus Schalk in meiner Gegenwart Abbitte thust.

Ursula. Abbitte, dem Schalk Abbitte thun?

Schalk. Ich bestehe darauf.

Ursula. Herr Baron, das kann ich nicht.

Schalk. Dann wird nicht geheirathet. Hat Sie den Lazarus bei mir schwarz gemacht, soll Sie ihn auch wieder weiß waschen.

Ursula. Da werd' ich heute Alles versalzen. (Weinend ab.)

Schalk (lachend). Na wart', ich will Dir tanzen, wie Du pfeifst. Hm! Einen Hasenfuß nennt sie mich; einen Faullenzer, Spieler, Säufer, der noch froh sein muß, wenn sie mich nimmt. — Uebrigens so ganz unrecht hat sie nicht; ich komme auf keinen grünen Zweig, wenn mich nicht eine starke Hand regiert. — Sonst heißt es: große Herren erfahren selten die Wahrheit; bei mir geht's umgekehrt. Weil der Schalk heute den Baron spielt, kriegt er all' seine Fehler vorgegeigt.

Fünfter Auftritt.

Schalk; Schleich.

Schleich. Herr Baron, es thut mir unendlich leid, aber ich kann den Lazarus Schalk im ganzen Schloß nicht finden. Wahrscheinlich sitzt er in der Schenke, wie gewöhnlich.

Schalk. So! Er trinkt also gern.

Schleich. Und wie! Viel lieber sitzt er hinter'm Krug, als bei der Arbeit.

Schalk. Ei was!

Schleich. Hat er die Karten in der Hand, so vergißt er Himmel und Hölle.

Schalk. Ist's möglich!

Schleich. Sag' Ihnen, Herr Baron, dieser Schalk ist ein leichtsinniger Mensch, den man jeden Augenblick davonjagen sollte.

Schalk (für sich). Ein recht netter Mensch! (Laut.) Weißt Du noch Etwas?

Schleich. Es geht oft recht verkehrt in der Welt. Unsere Ursula ist ein recht braves, fleißiges, sparsames Frauenzimmer; und nun kommt ihr der unsinnige Gedanke, den Schalk, den leibhaftigen Bruder Leichtsinn, zu heirathen. Es ist wahr: das größte Kreuz macht sich immer der Mensch selbst. Nun, sie liegt, wie sie sich bettet; ich hab' ihr schon oft genug abgerathen.

Schalk (auf ihn zuspringend.) So, das hat Er gethan. Ich will Ihm sagen, daß mir der Schalk zehnmal lieber ist, als so ein Schleicher. Er ist hiemit seines Dienstes entlassen.

Schleich. Gnade, Herr Baron! Ich hatte keine Ahnung, daß Ihnen der Schalk so sehr am Herzen liegt.

Schalk. Ich sag' Dir, der Schalk ist mir so lieb, wie meine eigene Haut.

Schleich (für sich). Hätt' ich das gewußt! (Laut.) Wenn es Ihnen recht ist, Herr Baron, so will ich der Ursula wieder zureden, daß sie den Schalk heirathet.

Schalk. Gut denn! Du wirst also der Ursula sagen, daß der Schalk ein fleißiger Mann —

Schleich. Ein fleißiger Mann —

Schalk. Ein sparsamer Mann —

Schleich. Ein sparsamer Mann —

Schalk. Ein nüchterner Mann ist.

Schleich. Ein nüchterner Mann ist.

Schalk. Daß er das Muster aller Tugenden.

Schleich. Herr Baron, das ist zu viel.

Schalk (stampfend). Ein Muster aller Tugenden.

Schleich. Ein Muster aller Tugenden.

Schalk. Ferner wirst Du morgen dem braven Schalk in meiner Gegenwart Abbitte leisten.

Schleich. Aber, Herr Baron!

Schalk. Oder ich jag' Ihn davon.

Schleich. Nein, Herr Baron, nur nicht davonjagen; lieber will ich Abbitte leisten.

Schalk. Gut, so geh' und hüte künftig besser Deine Zunge! (Schleich ab.)

Schalk (lachend). Die Rolle, die ich spiele, ist sehr dankbar. Der Baron hat seine Schuldigkeit gethan.

Sechster Auftritt.

Schalk; Silberstern.

Silberstern. Ganz ergebenster Diener, Herr Baron!

Schalk (für sich). Wie wohl das thut!

Silberstern. Habe erfahren, daß Sie ein großer Freund von alten Münzen sind.

Schalk. Ja, ja, das bin ich.

Silberstern. Ich auch, Herr Baron, aber ich bin nicht so glücklich, daß ich sie im Kasten aufheben und sammeln kann. Was ich mühsam erringe, muß ich wieder verkaufen, um leben zu können. Nun bin ich eben wieder im Besitze einiger seltener Münzen aus dem ehrwürdigen klassischen Alterthum, die ich Herrn Baron zum Kaufe anbieten möchte.

Schalk. Sehr erfreut.

Silberstern (packt aus). Sehen Sie nur, verehrtester Herr Baron, was ich Alles gesammelt habe in Dorf und Stadt, zu Wasser und zu Land. — Hier sind

griechische Münzen aus der Zeit des peloponnesischen Krieges.

Schalk. Haben wir selbst.

Silberstern. Da habe ich auch römische Münzen mit den Götterköpfen: Janus, Jupiter, Pallas, Herkules.

Schalk. Hab' ich Alles schon in meiner Sammlung.

Silberstern. Das thut mir leid.

Schalk. Hat Er keinen Hermeskopf?

Silberstern. Einen Hermeskopf haben wir auch. Hier, hier, verehrtester Herr Baron! Sehen Sie einmal das feine Gepräge trotz des hohen Alters.

Schalk. Prächtig, prächtig! Ist es aber auch wirklich ein Hermeskopf?

Silberstern. So wahr ich ein echter Silberstern bin.

Schalk. Nun, was ist der Preis?

Silberstern. Für Sie, verehrtester Herr Baron, zwanzig Mark, da ich weiß, daß Sie den schönen Kopf in Ehren halten.

Schalk. Zwanzig Mark! So viel erlaubt meine Kasse nicht.

Silberstern. O, verehrtester Herr Baron, Sie belieben zu scherzen. Mit ihrer Kasse ließen sich alle römischen Köpfe kaufen.

Schalk (für sich.) Kein Kalbskopf. (Laut.) Mehr als zehn Mark lasse ich mich nicht kosten; (für sich) und die gehören nicht mir.

Silberstern. Was sind zehn Mark für einen Hermeskopf!

Schalk (für sich). Für den meinen gäb' ich nicht die Hälfte. (Laut.) Also?

Silberstern. Kann nicht, verehrtester Herr Baron.

Schalk. Dann komm' Er morgen wieder; bis dahin

ist der Herr Baron besser bei Kasse. Habe soeben große Zahlungen gehabt.

Silberstern. Warum soll ich den weiten Weg nochmal machen? Zeit ist Geld und bis Morgen steigt der Kopf im Preis. Machen wir achtzehn, Herr Baron.

Schalk. Zehn Mark, (für sich) und die sind nicht mein.

Silberstern. Fünfzehn Mark.

Schalk. Zehn.

Silberstern. Zwölf.

Schalk. Zehn; wenn Er noch länger handelt, gehe ich auch rückwärts.

Silberstern. Gott der Gerechte, wie Sie grausam sein können, verehrtester Herr Baron! Gebe ich Ihnen den Kopf um zehn Mark, so verliere ich zwei Mark. Das können Herr Baron nicht verlangen von dem armen Silberstern.

Schalk. Zehn Mark. Was Er verliert, kann Er sich später holen. Für den Augenblick bin ich schlecht bei Kasse.

Silberstern. Nun, so nehmen Sie denn! Ich will Niemand drücken.

(Schalk zahlt, indem er die zehn Mark mühsam aus allen Taschen sucht.)

Schalk. So, hier sind die zehn Mark. Ein Heidengeld für eine alte Münze.

Silberstern. Danke, verehrtester Herr Baron. Nun ist der Kopf Ihr Eigenthum. Möge er Ihnen viele Freude machen. — Darf ich nicht bitten um ein Gläschen Kirschgeist? Habe heute noch nichts Warmes in den Magen gebracht.

Schalk. Geh' Er in die Küche! Ursula soll Ihm ein Schnäpslein geben.

Silberstern. Danke, verehrtester Herr Baron; lassen Sie den ehrlichen Silberstern empfohlen sein. (Ab.)

Schalk (sich vergnügt die Hände reibend). Wir haben ihn, wir haben ihn. Was der Herr Baron Jahre lang gesucht, ist mir von selbst in die Hände gefallen. Nun, der Kopf soll sich verzinsen. Das Doppelte will ich verlangen, und er wird's mit Vergnügen zahlen. Welche Augen wird er machen, wenn er die Münze sieht. Gierig, wie ein Habicht wird er darauf zustürzen. O du lieber, guter, süßer Hermeskopf. (Er legt die Münze in die Sammlung.)

Siebenter Auftritt.

Schalk; der Doktor.

Doktor. Guten Morgen, Herr Baron!

Schalk. Ah, guten Morgen, Herr Doktor!

Doktor. Wie steht's Befinden?

Schalk. Vortrefflich, ganz vortrefflich, Herr Doktor.

Doktor. Sie sehen auch viel besser aus. Die Medizin hat Ihnen gut bekommen; wir wiederholen also.

Schalk. Mit Vergnügen, Herr Doktor.

Doktor. Und was macht der Arm?

Schalk. Ist ganz geheilt, Herr Doktor.

Doktor. Geheilt? Sie hatten ja keine Wunde.

Schalk. Ei ja, ich habe mich schlecht ausgedrückt; wollte sagen: gesund.

Doktor. Das freut mich. Bewegen Sie einmal den Arm.

Schalk (den rechten Arm bewegend). 's geht ganz gut.

Doktor. Entschuldigen Sie, Herr Baron, es war ja bisher der linke Arm, der Sie schmerzte.

Schalk. Ja, so. (Den linken Arm bewegend.) Sie sehen Herr Doktor, der eine ist so gesund wie der andere; deshalb ist mir eine Verwechslung passirt.

Doktor. Nun, das höre ich gerne. Nur hübsch diät leben, damit wir nicht rückfällig werden. Werde morgen wieder nachsehen. Hab' die Ehre, Herr Baron! (Ab.)

Schalk (Schlafrock und Perrücke ablegend). So, jetzt will ich den Baron wieder ausziehen; der andere mag das Ende von der Komödie spielen. Ich will als Schalk den Zuschauer machen. Der Hermeskopf wird mich aus aller Schlinge ziehen, und der Baron wird mir des alten Kopfes wegen gerne einen tollen Streich verzeihen.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Dasselbe Zimmer.

Erster Auftritt.

Baron von Fels; dann Baron von Sturz.

(Fels im Schlafrocke und Perrücke, ein Billet lesend.)

Fels. Hm, hm! Das thut mir leid, daß Zackenberg krank ist. Er wird mich gestern sehnlichst erwartet haben. Gleich nach Tische will ich ihn besuchen.

(Sturz tritt ein mit Hut und Stock; Beide sehen sich etwas verblüfft an.)

Sturz. Na, Fels, Du bist's, und bist doch nicht der von gestern, denn über Nacht bist Du — verzeih' es mir — um etliche Jahre gealtert.

Fels. Ja, Sturz, hat Dich denn der Wind hereingeweht?

Sturz. Sonderbare Frage! wir haben doch gestern mitsammen gespeist, geplaudert und gespielt.

Fels. Wir haben gespeist?

Sturz. Sauerkraut, Knödel und Schweinefleisch.

Fels. Das muß Dir geträumt haben. Ich seh' Dich heute seit langer Zeit zum ersten Male.

Sturz. Ha, ha, ha! Schade, daß Du kein Schauspieler bist; denn Du kannst Dich trefflich verstellen. Na, ich sehe, daß Dir die Jahre den Scherz noch nicht verleidet haben. — Ich mache jetzt einen Morgenspaziergang, damit mir das Gabelfrühstück besser schmeckt. Adieu, lieber Fels! (Ab.)

Fels (nachblickend). Jetzt weiß ich wahrhaftig nicht, ob's mir fehlt, oder dem. Ja, ja, ist man nur ein paar Stunden vom Hause entfernt, so tanzen die Mäuse auf dem Tische.

Zweiter Auftritt.

Fels; Schalk.

Schalk (für sich). Mir pocht das Herz.

Fels. Du kommst mir gelegen.

Schalk (für sich). So! jetzt kann's losgehen.

Fels. Seit wann ist Baron Sturz in meinem Hause?

Schalk. Seit gestern, Herr Baron.

Fels. So, seit gestern.

Schalk. Er erklärte, ein guter Jugendfreund von Ihnen zu sein und bat mich, ihn zu beherbergen und so wies ich ihm das Fremdenzimmer an.

Fels. Ganz recht; aber mir scheint, Du hast den Baron selbst gespielt.

Schalk. Ich weiß nicht, ob ich mir erlauben darf, Herrn Baron gleichzusehen.

Fels. Lazarus, Lazarus! ich vermuthe Schalkenstreiche.

Schalk. Lazarus Schalk ist auch mein Name.

(Schalk macht sich im Zimmer zu thun.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen; Schleich.

(Schleich bleibt gedrückt an der Thüre stehen.)

Fels. Nun, Er steht ja da, wie ein armer Sünder.

Schleich. Muß es sein, Herr Baron?

Fels. Was sein muß, soll man gleich thun.

Schleich. Sie wissen, ich habe gestern den Schalk schwer verleumdet. In seiner Gegenwart will ich nun Abbitte thun, wie Sie es gewollt. Schalk ist ein fleißiger Mann —

Schalk (zuflüsternd). Ein sparsamer Mann —

Schleich. Ein sparsamer Mann —

Schalk (zuflüsternd). Ein nüchterner Mann —

Schleich. Ein nüchterner Mann —

Schalk (zuflüsternd). Das Muster aller Tugenden —

Schleich. Das Muster aller Tugenden.

Fels. Weiß Er auch, was Er ist?

Schleich. Will mich nicht selbst loben, Herr Baron.

Fels. Ein Narr ist Er.

Schleich. Wie Sie wollen, Herr Baron, wenn ich nur wieder bleiben darf.

Fels. Geh' und schlaf' zuerst Deinen Rausch aus.

Schleich. Ich danke, Herr Baron. (Ab.)

Fels (drohend). Schalk!

Schalk. Herr Baron!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen; Ursula.

Schalk (für sich). Da kommt sie schon.

Ursula (für sich). Ach, wie schwer mir das fällt!

Fels. Will Sie vielleicht auch Abbitte leisten, weil Sie eine so sauere Miene macht?

Ursula. Gern thu' ich's nicht, aber Sie haben es so befohlen.

Fels. Weiß Sie das ganz gewiß?

Ursula. Ei freilich! Glauben Sie denn, Herr Baron, ich würde freiwillig Abbitte leisten?

Fels (für sich). Will nur sehen, wann die Komödie ein Ende nimmt. — (Laut.) Also fangen Sie an!

Ursula. Ja, wenn es nur nicht gar so hart wäre! Muß es denn wirklich sein?

Schalk (zu Ursula). Abbitte leisten.

Fels. Also, 'raus mit der Beicht.

Ursula. Nun, ich habe dem da (auf Schalk deutend) gestern etwas — Unrecht gethan. Das reut mich, und so — will ich denn — Abbitte thun. So, jetzt ist's heraus, Gott sei Dank!

Fels. Inwieferne hast Du ihm Unrecht gethan?

Ursula. Gnädigster Herr Baron!

Fels. Bring' mich nicht um die gute Laune.

Ursula. Nein, nein, das möchte ich wahrhaftig nicht.

Fels. Also schnell heraus! was hast Du über den dort (auf Schalk deutend) gesagt?

Ursula. Aber Sie wissen ja doch schon Alles.

Fels. Es gibt Dinge, die man gerne zwei Mal hört. Also vorwärts!

Ursula. Nun, ich habe geplaudert, Schalk sei etwas bequem.

Fels. Da hat Sie so unrecht nicht. Weiter!

Ursula. Er trinke gern.

Fels. Hörst Du, Schalk?

Schalk. Verleumdung, Herr Baron.

Fels. Weiter!

Ursula. Mehr hab' ich nicht gesagt über den dort.

Schalk. Einen Hasenfuß hat sie mich auch genannt.

Fels. Woher weißt Du das?

Ursula (für sich). Der Schlingel muß gehorcht haben.

Fels. Also?

Schalk. Sie hat mich schon öfter so genannt.

Ursula. Darf ich jetzt heirathen.

Fels. Ja, Donnerwetter, wen will Sie denn heirathen?

Ursula (auf Schalk deutend). Nun, den da.

Fels. Meinetwegen den da und einen Hasenfuß dazu.

Ursula (küßt ihm die Hand). Wie glücklich Sie mich machen. Aber ich will Ihnen heute wieder Sauerkraut und Knödel und Schweinefleisch kochen.

Fels. Was will Sie mir kochen? — Schweinefleisch mit Sauerkraut. Will Sie mich umbringen?

Ursula. Hat Ihnen ja gestern so herzlich gut geschmeckt.

Fels. Mir?

Ursula. Ei freilich; warum wollen Sie es denn

nicht gestehen? Sind Sie doch froh, daß Ihr Magen wieder richtig ist und so Etwas vertragen kann. (Ab.)

Fels. Ja, wahrhaftig! Der muß heute viel vertragen. Schalk!

Schalk. Herr Baron!

Fels. Da komm' her! Was ging gestern vor?

Schalk. Es hat gepocht, Herr Baron.

Fels. Herein!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen; der Doktor.

Doktor. Guten Morgen, Herr Baron!

Fels. Ei, Herr Doktor! Freut mich, daß Sie an mich denken.

Doktor. Ich werde doch meine Patienten nicht vergessen. Wie geht's heute?

Fels. Die Medizin hat mir schlecht bekommen.

Doktor. Schlecht? Gestern sagten Sie doch das Gegentheil.

Fels. Gestern? Gestern hab' ich Sie ja mit keinem Aug' gesehen.

Doktor. Aber wir haben uns doch gesprochen.

Fels. Kein Wort.

Doktor (für sich). Nun fehlt's ihm auch noch im Gehirn. (Laut.) Will nicht widersprechen, Herr Baron. Und wie steht's nun mit dem Arm?

Fels. Wie immer; jede Bewegung macht mir Schmerz.

Doktor. Sonderbar! Herr Baron erklärten doch gestern den Arm für gesund.

Fels. Herr Doktor, gestern habe ich gar Nichts erklärt; aber heute erkläre ich, daß Sie selbst krank sind.

Doktor (für sich). Einer von uns jedenfalls. (Laut.) Mag sein, Herr Baron; der Mensch ändert sich oft über Nacht. So sahen Sie z. B. gestern um etliche Jahre jünger aus.

Fels. Herr Doktor, ich verbitte mir jeden Spott.

Schalk (für sich). Eine ergötzliche Komödie.

Doktor. Mit den Patienten Spott zu treiben, fällt einem vernünftigen Arzt nicht ein.

Fels. Lassen wir für heute meine Person aus dem Spiele. Sie verkehren doch auch im Hause des Baron von Zackenberg?

Doktor. Seit er krank ist, ja.

Fels. Was fehlt ihm, wie geht es ihm?

Doktor. Nichts von Bedeutung, Herr Baron. Ein leichtes Halsübel, das bald gehoben sein wird. Es hat ihn aber sehr gekränkt, daß Sie ihm durch seinen Diener Ihre Freude über seine Krankheit ausdrücken ließen.

Schalk (für sich). Das verwünschte Französisch!

Fels. Herr Doktor, Sie machen mich noch verrückt.

Doktor (sich an den Schreibtisch setzend). So will ich Ihnen einstweilen ein beruhigendes Mittel verschreiben.

Fels. Ja, das kann ich brauchen, aber etwas recht Beruhigendes, damit ich mich nicht an dem da (auf Schalk deutend) vergreife. — Schalk!

Schalk. Herr Baron!

Fels. Was ist während meiner Abwesenheit vorgefallen? Irgend ein loser Schalk muß meine Rolle gespielt haben.

Doktor. So, Herr Baron! Davon nehmen Sie jede Stunde drei Tropfen auf einem Löffel voll Wasser.

Fels. Schön, schön.

Doktor. Morgen werde ich wieder nachsehen; vielleicht hat sich bis dahin Manches aufgeklärt. Gehorsamer Diener! (Ab.)

Fels. Nun, Schalk, sollst Du mir beichten. Gnade Dir, wenn Du mir Etwas verschweigst.

Schalk. Ich will Alles gestehen, Herr Baron. Aber ich hoffe, Sie werden mir verzeihen, wenn ich für Sie etwas ganz Besonderes gewonnen hätte. (Für sich.) Jetzt spiel' ich Trumpf.

Fels. Zum Beispiel.

Schalk. Zum Beispiel einen — Hermeskopf.

Fels (Schalk umarmend). Einen Hermeskopf? Schalk, Lazarus, Herzensfreund! wenn Du mir einen Hermeskopf erobert hast, verzeih' ich Dir den dümmsten Streich, den Du in Deinem Leben begangen hast.

Schalk (für sich). Ich kenne meinen Herrn.

Fels. Laß mir den Kopf sehen!

Schalk (führt ihn zur Münzensammlung). Sehen Sie Nichts?

Fels. Wo, wo denn?

Schalk. Lacht Ihnen der Kopf nicht entgegen?

Fels. Ja, wo denn?

Schalk. Da liegt der Kopf.

Fels. Diese Münze?

Schalk. Nicht wahr? — ein echter Hermeskopf. Hat mich aber auch schweres Geld gekostet. (Für sich.) Das Doppelte muß er mir dafür geben.

(Fels blickt bald die Münze, bald den Schalk an.)

Fels. Lazarus!

Schalk. Herr Baron!

Fels. Der Hermeskopf ist — falsch.

Schalk. Falsch? Ich bin verloren. (Für sich.) Meine zehn Mark waren echt.

Fels. Behalte den Kopf zum Andenken! so oft Du ihn siehst, mag er Dich erinnern, daß Du ein echter — Kalbskopf bist.

Schalk. Fast glaub' ich's selber, Herr Baron.

(Der Vorhang fällt.)

IV.

Heinrich von Eichenfels.

Schauspiel in sechs Aufzügen.

(Nach der gleichnamigen Erzählung von Chr. v. Schmid.)

Personen:

Friedrich von Eichenfels.
Adelheid, seine Gemahlin.
Heinrich, deren Sohn.
Margareth, Adelheid's Dienerin.
Görge, Diener.
Menrad.
Eine Zigeunerin.
Zigeuner.

(Zwischen dem zweiten und dritten Aufzuge liegt ein Zeitraum von sechs Jahren.)

Erster Aufzug.

Schloßzimmer.

Erster Auftritt.

Adelheid.

(Sie kniet — in Reisekleidern — vor dem Bette ihres Kindes.)

Adelheid. Armes Kind! noch so jung und schon ist Dir der Vater entrissen. Friedlich schlummerst Du in Deinem Bettchen, während der Vater in fernen Landen den Gefahren des Krieges preisgegeben ist. Möge ihn Gott beschützen, auf daß er wiederkehrt zu unserer Freude, zu unserem Troste!

Zweiter Auftritt.

Adelheid; Margareth.

Margareth. Gnädigste Gräfin, der Wagen steht bereit.

Adelheid. Gut denn! So leb' wohl, mein Kind! bald werde ich wieder bei Dir sein. O Margarethe, Dir übergebe ich das Liebste, was ich hier zurücklasse. Habe doch recht Acht auf das Kind! Laß es keinen Augenblick allein; auch nicht, wenn es schläft. Verpflege es so sorgfältig, als wäre ich zugegen. Trage es jeden Tag in den

Garten an die frische Luft. Singe ihm ein Liedchen vor, rede mit ihm, zeige ihm öfters Blumen und andere schöne Dinge. Laß dem Kleinen nichts in die Hand, das ihm gefährlich werden könnte. Am wenigsten wirst Du Dich unterstehen, ihm etwas zu Leid zu thun und ihn Zorn und Unwillen über seine kindliche Unbeholfenheit empfinden zu lassen. Die Aufsicht über kleine Kinder ist ein Engelsgeschäft. Sei Du dem Kinde ein guter Engel! Versprich mir, diese meine letzten Ermahnungen nie außer Acht zu lassen, damit ich wenigstens in diesem Stücke außer Sorge sein kann. Ich werde alle Stunden zählen, bis ich wieder zurückkomme. Wenn Du mir das Kind dann heiter und fröhlich in meine Arme zurückgeben kannst, so werde ich Dich zu belohnen wissen. Ich werde Dir etwas mitbringen, das Dir gewiß Freude macht.

Margareth. Habt keine Sorge, gnädigste Gräfin, ich werde das Kind treu behüten. Wie ein Schutzgeist will ich über dasselbe wachen, Tag und Nacht.

Adelheid. Ich danke Dir. Halte aber auch Dein gegebenes Versprechen! (Sie küßt das Kind in der Wiege.) Leb' wohl, leb' wohl, liebes Kind! Bald werde ich wieder zurück sein. Leb' wohl, Margareth! Behüte mir treu das Kind! (Ab.)

Margareth. Komm', holdes Schätzchen, ich will Dir Dein Lager mit Rosen schmücken, damit Du besser schläfst. Bist ja selbst noch eine Knospe, die sich erst zum Leben entfaltet. So, so! das sieht ganz allerliebst aus. In Gras und Blumen sollst Du gebettet sein, mein herziges Knäblein.

Heinrich (aus der Wiege). Mutter!

Margareth. Still, Heinrich, still! bald kommt die Mutter.

Heinrich. Mutter, Mutter!

Margareth (singt).

Schlaf', Herzenssöhnchen! mein Liebling bist Du;
Schließe die blauen Guckäugelein zu!
Alles ist ruhig und still wie im Grab;
Schlaf' nur, ich wehre die Fliegen Dir ab.

Engel vom Himmel, so lieblich wie Du,
Schweben um's Bettchen und lächeln Dir zu.
Später zwar steigen sie auch noch herab,
Aber sie trocknen nur Thränen Dir ab.

Jetzt noch, mein Söhnchen, ist goldene Zeit,
Später, ach später, ist's nimmer wie heut;
Stellen erst Sorgen um's Lager sich her,
Söhnchen, dann schläft sich's so ruhig nicht mehr.

Schlaf', Herzenssöhnchen! und kommt auch die Nacht,
Sitzet die Mutter am Bettchen und wacht.
Sei es so spät auch und sei es so früh,
Mutterlieb', Herzchen, entschlummert doch nie.

(Man hört Musik.)

Margareth (an's Fenster eilend). Ei wie lustig das klingt! Seit der Graf in den Krieg fortgezogen, ist es doch recht traurig auf dem Schloß. Sonst hat doch die Gräfin ein hübsches Lied gesungen und die Mandoline dazu gespielt; aber jetzt ist auch sie verstummt. Alles ist still wie im Grabe. (An die Wiege tretend.) Der Knabe schläft. — Ich könnte doch — nein, nein; soll ich so schnell schon meinem Versprechen untreu werden? — Pfui, Grethe, schäme Dich ob solcher Gedanken.

Dritter Auftritt.

Margareth; Görge.

Görge. Gretchen, hörst Du die Musik?

Margareth. Ei freilich; glaubst Du, ich bin taub?

Görge. Es sind wandernde Musikanten.

Margareth. Meinetwegen!

Görge. Komm' doch herab! Du glaubst nicht, wie lustig es zugeht. Einer hat ein Hackbrett und schlägt darauf zu, als wollte er es in Stücke zerschlagen. Ein kleiner Bub spielt den Triangel, der auch nicht übel klingt; und ein großer dickbackiger Junge bläst das Posthorn dazu, daß einem beide Ohren klingen. Es ist ein wahres Gaudium. Komm' doch geschwind herunter!

Margareth. Nein, nein; das Kind darf ich nicht verlassen.

Görge. Das Kind lauft Dir nicht davon.

Margareth. Das wohl.

Görge. Und stehlen wird Dir's auch Niemand.

Margareth. Laß mich, Görge!

Görge. Sei nur nicht so kindisch, Du wirst wohl nicht allein die Heilige machen wollen.

Margareth. Spötter!

Görge. Das Kind schläft ja, und Du kannst ihm doch nicht schlafen helfen. Komm', komm', und zier' Dich nicht so, als ob's Dir Ernst wäre. In einem Viertelstündchen bist Du wieder da und magst Dich dann langweilen an der Wiege nach Herzenslust. Komm' nur! einen kleinen Reigen wirst Du mir doch nicht abschlagen.

Margareth. Tanzen will ich nicht, aber die sonder-

baren Musikanten will ich mir auf einen Augenblick ansehen. (Mit Görge ab.)

(Man hört längere Zeit Musik, Tanz und Gelächter.)

Vierter Auftritt.

Eine Zigeunerin.

Zigeunerin. Hi, hi, hi! die Wächterin ist glücklich weggelockt. Ja, ja, die Musik und junge Mädels, die gehören immer zusammen, wie die Sonne zum Tag. Wie schön 's da ist! und doch ist mir unsere dunkle Höhle im Walde lieber; es lebt sich auch nicht schlecht, wenn man nur einmal die Dunkelheit gewöhnt ist. (Tritt an die Wiege.) Du wirst's auch bald gewöhnt sein; und jetzt kann's Dir noch gleich sein, ob da oder dort. Es schläft und das ist recht, sonst müßte ich Dir Dein Mäulchen verstopfen. (Hebt das Kind aus der Wiege.) Du bist uns ein herrlicher Schatz; Dein Leben beschützt auch das unsere. (Horcht.) Hi, hi, hi! Sie tanzen Alle; so ist's recht und ich komm' ungesehen mit meiner Beute aus dem Schloß.

(Sie entfernt sich mit dem Kinde; von unten hört man noch immer Musik, Tanz und Gelächter.)

Fünfter Auftritt.

Margareth.

Margareth (stürzt hastig in das Zimmer). Nein, ich kann nicht länger unten weilen. War's mir doch, als wollten die Geigen weinen und klagen. Und als gar eine Saite riß, da ging's mir mitten durch's Herz. (Tritt an die Wiege.) Hier, hier ist mein Platz; an Deiner Seite,

lieber Heinrich, finde ich die schönste Freude. O Gott! — das Bettchen ist leer! Heinrich, mein Heinrich, wo bist Du? (Oeffnet die Thüre.) Zu Hilfe, zu Hilfe! — Mein Gott, es wird Nacht vor meinen Augen. Zu Hilfe! — Ich kann nicht mehr.

Sechster Auftritt.

Görge, Diener, Dienerinnen.

Görge. Was gibt's?

Ein Diener. Was ist gescheh'n?

Margareth. Der junge Graf ist nicht mehr in seinem Bettchen; wer von euch konnte mich so erschrecken?

Ein Diener. Weh' uns! ich ahne Schlimmes.

Margareth. Bringt mir das Kind, oder ich sterbe vor Angst.

Görge (zur Wiege tretend). Das Kind ist wirklich fort.

Margareth. Ja, es ist fort, fort.

Ein Diener. Durchsucht das Haus, den Park, jeden Winkel! (Alle ab bis auf Margareth.)

Margareth. Ach Gott, ach Gott, was hab' ich gethan! Meinem Versprechen war ich schon in den ersten Minuten treulos. Wer hätte geglaubt, daß ein so kleiner Ungehorsam so große Folgen haben könnte. Wenn das Kind nicht mehr zurückkommt, kann ich in meinem Leben keine frohe Stunde mehr verbringen. — Die leere Wiege, sie starrt mich an wie ein offenes Grab, das mich zu verschlingen droht. Weh' mir, weh' mir! (Sinkt am Bette nieder und drückt den Kopf in die Kissen.)

Siebenter Auftritt.

Margareth, Adelheid.

Adelheid. Ei sieh'! Die sorglose Wächterin ist am hellen Tage eingeschlafen. Hältst Du so Dein Wort? (Sie klopft Margarethen auf die Schulter.) Gretchen!

Margareth (aufwachend). Habt ihr's gefunden? (Sie erhebt sich vom Boden und blickt die Gräfin entsetzt an.)

Adelheid. Mir scheint, Du hast einen schweren Traum gehabt.

Margareth. Ihr seid's?

Adelheid. Ich mußte nochmal zurück, da ich ein wichtiges Papier vergaß.

Margareth. O Gott sei mir gnädig! (Sie sinkt auf die Kniee.)

Adelheid. Was ist geschehen?

(Margareth deutet stumm auf die Wiege.)

Adelheid. Wo ist mein Kind? Gretchen sprich!

Margareth. Geraubt!

Adelheid. Geraubt?

Margareth. Ich verließ einen Augenblick das Zimmer; als ich zurückkehrte, fand ich die Wiege leer.

Adelheid. Allmächtiger Gott! — Wo sind die Diener?

Margareth. Fort, um das Kind zu suchen.

Adelheid. Der Herr sei mit ihnen. Mir ist's, als brechen Himmel und Erde über mich zusammen. O Gott, o Gott! welch' ein entsetzliches Leiden hast Du mir auferlegt. Ach, mein Kind, mein Kind, mein liebstes Kind! O mein Gemahl, mein theuerster Gemahl! diese Botschaft wird Dir tiefere Wunden schlagen, als das Schwert der

Feinde. — O Du lieber, lieber, guter kleiner Heinrich, wo bist Du wohl jetzt? In welche Hände bist Du gefallen? Wenn Du ohne Unterricht, ohne gute Sitten aufwachsen solltest — wie schrecklich wäre das! Ich darf gar nicht daran denken. Ach, lieber weinte ich an Deinem kleinen Grabe. O dann wärest Du ein schöner Engel an Gottes Throne, und ich hätte den Trost, Dich dort einstens wieder zu sehen. Aber jetzt fehlt mir auch dieser einzige, dieser süßeste Trost. Ach, was kann aus dem Kinde werden! O Gott, o guter Gott! Du einziger Trost in allen Nöthen! Mein Kind ist zwar meinen Armen entrissen, aber Deiner Hand kann es nicht entzogen werden. Dein Auge sieht es, wo es auch ist. Ich kann ihm nichts Gutes und Liebes mehr erweisen, aber Du, und nur Du allein kannst es erhalten. Du hörest ja das Krächzen der jungen Raben; o höre auch das Flehen dieses Kindes, das sich jetzt gewiß nach seiner Mutter sehnt. — Mir und meinem lieben Gatten aber gib die Gnade, diesen Verlust zu ertragen. Dir will ich mein Kind mit vertrauendem, wiewohl blutendem Herzen zum Opfer bringen. Ich weiß es gewiß, auch dieser Schmerz wird mir unter Deiner Leitung einmal zum Heile sein.

Margareth. Ach, wenn ich das Kind mit meinem Blute aus den Händen der Räuber befreien könnte, ich wollte gerne den letzten Tropfen vergießen. Gebt mir die schwerste Strafe, ich will sie mit Geduld ertragen.

Adelheid. Deine aufrichtige Reue verdient Vergebung; es soll Dir kein Leid geschehen. Du siehst aber, wie gut ich es meinte, wie weise mein Befehl war; Du hast nun erfahren, was Ungehorsam, Leichtsinn, Hang zu Lustbarkeiten für großes Unglück anrichten können. Unser Aller Freuden auf dieser Welt sind nun für immer dahin,

wie die Rosen hier, die welk und entblättert auf dem Boden umherliegen.

Margareth. Auch mein Leben wird einem entblätterten Baume gleichen. Schuldbeladen wandle ich fortan durch's Leben.

Adelheid. Blick auf Gott, er wird Dich trösten.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Eine Höhle.

Erster Auftritt.

Zigeuner.

Alle (singen).

Im Wald, im Wald,
Im frischen grünen Wald,
Wo's Echo schallt,
Im Wald, wo's Echo schallt:
Da tönt Gesang und Hörnerklang
So lustig den schweigenden Forst entlang.
Trarah! trarah! trarah!

Die Nacht, die Nacht,
Die rabenschwarze Nacht,
Gesellen wacht,
Durchwacht die ganze Nacht!
Die Wölfe, sie lauern und sind uns nicht fern.
Das Bellen der Hunde, sie hören's nicht gern.
Wauwau! wawau! wawau!

Die Welt, die Welt!
Die große weite Welt
Ist unser Zelt,
Die Welt ist unser Zelt;
Und wandern wir singend, so schallen die Lüfte,
Die Wälder, die Thäler, die felsigen Klüfte.
Halloh! halloh! halloh!

Erster Zigeuner. Wo nur die Mutter so lange bleibt!

Zweiter Zigeuner. Kümmere Dich nicht um die Mutter! Hat sie einen Gang, so weiß sie auch, warum.

Erster Zigeuner. Wie sprichst Du so dumm! Mancher ging schon fort und kam nicht wieder.

Zweiter Zigeuner. Geschah ihm recht, wenn er die Schlinge nicht sah.

Erster Zigeuner. Herzloser Kerl, Du hast keine Lieb' zu uns Brüdern.

Zweiter Zigeuner (stürzt auf ihn zu). Wer sagt das! Wie oft schon hab' ich euch Dummköpfe aus der Schlinge gezogen!

Dritter Zigeuner. Ruhe, Ruhe! Laßt uns zum Zeitvertreib ein Spielchen machen!

Alle. Ja, ein Spiel, ein Würfelspiel!

Erster Zigeuner. Ich setze meinen Kopf daran.

Zweiter Zigeuner. Der ist nicht viel werth.

Erster Zigeuner. Halt' Dein loses Maul!

Dritter Zigeuner. So könnt ihr euch nicht friedlich vertragen? — Will's der Mutter sagen.

Alle. Ha, ha, ha!

Erster Zigeuner. Da kommt sie.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; die Zigeunerin.

(Im Arme ein verhülltes Kind.)

Alle. Willkommen, Mutter!

Zigeunerin. Ihr laßt es euch wohl sein, indeß ich sorge für eure braune Haut.

Erster Zigeuner. Was bringst Du uns?

Zigeunerin. Einen werthvollen Schatz.

Zweiter Zigeuner. Laß sehen!

(Die Zigeunerin nimmt die Verhüllung ab.)

Alle. Ein Kind!

Erster Zigeuner. Das fehlt uns noch!

Zigeunerin. Thor Du! Das Kind ist uns ein Talisman, der unser Leben behütet.

Zweiter Zigeuner. Woher hast Du das zarte Ding?

Zigeunerin. Es ist der Sohn des Grafen von Eichenfels.

Alle. Eines Grafen Kind.

Erster Zigeuner. Bravo, bravo, alte Mutter!

Zweiter Zigeuner. Das Kind ist uns ein werthvolles Pfand; es bürgt für unser Leben.

Zigeunerin. So hab' ich auch gedacht.

Alle. Mutter, Du sollst leben!

Erster Zigeuner (singt).

Nun laßt uns zechen und singen,
In Freuden die Nacht verbringen!
Das Kind soll uns schützen und bergen
Vor Henkern und elenden Schergen.

Alle.

Ha, ha, ha! es soll uns schützen und bergen
Vor Henkern und elenden Schergen.

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Waldklause.

Erster Auftritt.

Menrad.

(Er sitzt vor der Thüre seiner Klause und liest.)

Menrad. O wie schnell vergeht der Glanz dieser Welt! Wie viele gehen durch ihr eitles Wissen in dieser Zeit zu Grunde, weil sie wenig daran denken, Gott zu dienen. Sie wollen lieber groß sein als demüthig; darum werden sie eitel in ihren Gedanken. Wahrhaft groß ist der, welcher große Liebe hat. Wahrhaft groß ist der, welcher sich für klein und die höchste Ehrenstelle für Nichts hält. Wahrhaft klug ist derjenige, welcher alle Güter dieser Erde für Nichts achtet, um Christum zu gewinnen. Wahrhaft gelehrt ist der, welcher den Willen des Herrn thut und seinem eigenen Willen kein Gehör mehr schenkt.

Zweiter Auftritt.

Menrad; Heinrich (im Alter von acht Jahren).

Heinrich (auf den Greis zueilend.) Hilf mir, hilf mir!

Menrad. Woher kommst Du denn, mein Kind?

Heinrich. Ich weiß es selbst nicht. Ich lebte bis jetzt in einer dunklen Höhle.

Menrad. Armes Kind!

Heinrich. Eine alte, häßliche Frau gab mir zu essen und manchmal auch Schläge, wenn ich weinte. Oft kamen auch Männer in die Höhle; die brachten dann ganze Säcke voll Eßwaaren und andere schöne Sachen. Dann haben sie getrunken und gegessen, gesungen und gelärmt, daß ich mich jedesmal fürchtete. Wenn sie nichts mehr zum Essen hatten, zogen sie wieder fort. Heute waren sie auch wieder fortgezogen; nur die alte Frau blieb zurück, denn sie konnte nicht gehen. Als ich merkte, daß sie fest eingeschlafen war, kam mir auf einmal der Gedanke, zu entfliehen. Ich zündete eine Wachskerze an, ging in den dunklen Gang, durch den die Männer jedesmal fortzogen, immer weiter und weiter, und kam endlich an eine eiserne Thüre, die aber fest verschlossen war. Traurig kehrte ich zurück. Allein der Gang, durch den ich gekommen war, hatte noch andere Nebengänge. Ich ging in den ersten Gang, den ich beim Zurückgehen bemerkte, hinein. Nachdem ich lange Zeit gegangen und meine Kerze bereits am Erlöschen war, schien es mir, als sähe ich in weiter Ferne ein brennendes Licht. Voll Neugierde ging ich darauf zu. Das röthlich strahlende Licht wurde immer größer und größer, so daß ich mich fast fürchtete. Dennoch ging ich vorwärts und stand endlich an einem Felsenrisse, durch den man bequem in das Freie hinausgehen konnte. — Mir war's, als wäre ich aus langem, tiefen Schlaf erwacht. Wie weit, wie unermeßlich weit, war es um mich her. Wie schön und herrlich war Alles, was ich um mich sah. Ich wollte nicht mehr zurück und lief, bis ich diese Hütte sah. Da will ich nun

bleiben, denn Du gefällst mir viel besser, als die wilden Männer in der Höhle.

Menrad. Du darfst auch bleiben. Aber sage mir, wie heißt Du?

Heinrich. Wie ich heiße? — Ja, sie sagten immer nur Du zu mir. Manchmal nannte mich die alte Frau, wenn sie guter Laune war, auch Heinrich.

Menrad. Gut. Sei mir herzlich gegrüßt, lieber Heinrich. Ich will Dein Vater sein und für Dich sorgen, so lange mir Gott das Leben schenkt. Nenne mich von nun an nicht anders als Vater. — Du wirst wohl recht hungrig sein?

Heinrich. Ei freilich, denn ich bin weit gelaufen.

Menrad. Hier hast Du ein Stück Brod und etwas Honig. Laß es Dir schmecken!

Heinrich. Danke schön.

Menrad. Weißt Du denn gar Nichts von Deinem Vater und Deiner Mutter?

Heinrich. O ja, ich habe eine gar schöne Mutter — hier in meiner Tasche. (Zeigt ihm ein Bildniß, das er aus der Tasche zieht.) Ich schlief in einem recht schönen Zimmer; auf einmal hatte mich ein altes Weib in den Armen, und als ich schreien wollte, hielt es mir den Mund zu. Das Weib brachte mich dann in die Höhle, in der ich bis heute ein trauriges Leben führte. — Das Bild gefällt mir jetzt noch viel besser, als in der dunklen Höhle. Schau' nur, wie es blitzt und funkelt! Das macht wohl das große Licht da oben. (Auf die Sonne deutend.) Sag' mir nur, wer hat denn die schöne goldene Lampe da droben angezündet, die Alles umher so hell macht? Ich kann sie nicht einmal ansehen vor Glanz. Die in unserer Höhle war dagegen nur trüb und arm-

selig. — Und wie kommt's denn, daß sie immer höher und höher hinaufrückt? Als ich sie zuerst sah, kam sie hinter den Bäumen hervor, und in kurzer Zeit war sie schon so hoch droben, daß ich sie nicht mehr hätte erreichen können, weun ich auf dem höchsten Baume gestanden wäre. Wie ist doch dies gemacht, daß sie so frei schwebt und sich so bewegt? Man sieht doch nirgends eine Schnur. Was treibt sie denn? Und wer steigt wohl da hinauf, frisches Oel nachzugießen?

Menrad. Armes Kind! Du lebtest bisher im Dunkeln, aber auch in Deiner Seele ist es Nacht geblieben. — Das große Licht da oben nennt man die Sonne. Sie ist viel tausendmal älter als Du und brennt immer fort, ohne daß sie eines Tropfen Oels bedarf.

Heinrich. Das begreif' ich nicht. — Aber was Du da für wunderschöne Blumen hast! Wie schön roth, gelb und blau sie bemalt sind! Und wie alle die Blättchen so schön und zart, eines wie das andere, ausgeschnitten sind! Sag', hast Du diese Blumen gemacht? O da mußt Du lange gebraucht haben! Ich habe wohl auch schöne Blumen gemacht; aber so schön kann ich's nicht.

Menrad. Kein Mensch kann solche Blumen machen; sie kommen alle von selbst aus der Erde.

Heinrich. Das kann gar nicht sein; da will ich doch viel lieber glauben, Du habest sie gemacht.

Menrad (schüttelt einige Samenkörnlein auf die Hand). In jedem solchen Körnlein steckt eine Blume, die daraus hervorkommt, wenn man das Körnlein in die Erde legt; und so sind auch die übrigen Blumen aus kleinen Körnlein gekommen.

Heinrich. Aus einem solchen winzig kleinen Kügelein

sollten Blumen kommen? Da müßten ja die Körnlein recht künstlich eingerichtet sein.

Menrad. Das sind sie auch.

Heinrich. Aber wer hat denn die Körnlein gemacht? Es wäre doch leichter, alle diese Blumen zu machen, als ein einziges solches Körnlein.

Menrad. Das werde ich Dir Alles noch sagen, lieber Heinrich. Ich komme sogleich wieder. (Tritt in die Klause.)

Heinrich (für sich). Was diese Lampe (zur Sonne sehend) für eine Hitze macht! Sie ist so weit weg und macht doch so warm. Es ist ein sonderbares Licht. — Wie groß der Baum ist und wie viel tausend Blättchen er hat! Hm, die kann der alte Vater doch nicht alle gemacht haben.

Menrad (einen Apfel in der Hand). Da hast Du noch einen schönen Apfel. Laß ihn Dir gut schmecken.

Heinrich. Aber wo nimmst Du denn alle die guten Sachen her? Ziehst Du bisweilen auch auf Raub aus?

Menrad. Diesen Apfel bekam ich von dem Baume da. Aus den dünnen Zweiglein des Baumes kommen von Zeit zu Zeit ganze Körbe voll schöner Aepfel hervor.

Heinrich. Ist das aber auch wahr?

Menrad. Du wirst das Alles noch mit eigenen Augen sehen. (Den Apfel zerschneidend.) Der ganze große Baum selbst aber kam aus einem solchen kleinen Kernlein, wie hier am Messer eines hängt. Ich habe diesen Baum da noch als ein solches Kernlein gekannt. In einem jeden solchen Kerne steckt ein solcher Baum, ja wohl eine unzählige Menge solcher Bäume. — Auch das Brod hier kommt aus ähnlichen Körnlein. Es ist da wie mit dem

Apfelkerne oder Samenkörnlein der Blumen. Aus einem einzigen solchen Getreidkörnlein könnten wir viele tausend solche Brode bekommen, wie das hier auf dem Tische. Und so ist es mit allen grünen Gewächsen, die Du weit und breit umher erblickest. Das Gras hier zu unseren Füßen, die blühenden Rosengesträuche dort, die Reben, die des Nachbars Hügel bedecken, die Eichen und Fichten, selbst das kleine Moos hier am Stamme des Apfelbaumes, — grünten und blühten aus solchen Körnlein auf. Ich brauche sie nur in die Erde zu legen, um hier einen Apfelbaum und dort hunderttausende von Aehren aus der Erde hervorkeimen zu machen, und so meinen Aufenthalt, der vorhin eine Wüste war, mit Allem, was schön ist, reichlich auszuschmücken und an Allem, was zum Leben nothwendig ist, Ueberfluß zu haben.

Heinrich. Das sind wunderbare Dinge, die Du mir da erzählst.

Menrad. Doch wie Du Dich jetzt gesättiget hast, so müssen auch die Pflanzen eine Nahrung haben. (Nimmt eine Gießkanne.) Komm' mit mir! (Beide treten hinter ein Gebüsch.) Siehst Du hier die Quelle?

Heinrich. Welch' eine Menge Wasser fließt aus diesem Stein! Wer hat doch so viel Wasser oben hineingegossen, und wo nimmt man Wasser genug her nachzufüllen? — Du solltest die Oeffnung verschließen und das Wasser mehr sparen, sonst geht es Dir aus.

Menrad. Ist nicht nöthig, Heinrich. Die Quelle fließt ohne Aufhören. (Beide treten wieder hervor; Menrad begießt die Blumen.)

Heinrich. Ach, was machst Du da? Du verdirbst ja Deine Blumen; jetzt wird die Farbe abgehen.

Menrad. Die Blumen und Kräuter, Sträucher

und Bäume leben auch und haben das Wasser so nothwendig als der Mensch, wenn er Durst hat.

Heinrich. Aber wer kann denn allen diesen Gewächsen genug Wasser zutragen?

Menrad. Dafür ist schon gesorgt. Auf welche Art, siehst Du vielleicht eher, als wir denken. (Blickt zum Himmel und streckt die Hand aus.) Sieh', schon fallen kleine Tröpflein vom Himmel.

Heinrich. Ja, wirklich! — Aber wer brachte das Wasser da so hoch hinauf?

Menrad. Das sollst Du schon noch hören.

Heinrich. Aber schade! nun ist die große Lampe am Himmel ausgelöscht, und alle unsere Freude hat ein Ende.

Menrad. Hab' keine Sorge. Jetzt gehen wir bald schlafen. Dazu brauchen wir kein Licht. Bis wir ausgeschlafen haben, kommt die Sonne dort auf der entgegengesetzten Seite zwischen jenen Bergen wieder herauf. So läuft sie, ohne nur einen Augenblick stille zu stehen, beständig im Kreise umher und erleuchtet und erwärmt Alles.

Heinrich. Ja, was macht denn, daß die Sonne immer so läuft? Und wer hat dieses große schöne Gewölbe da oben gebaut? Wer hat das viele Wasser in jenen Felsenstein dort eingeschlossen, daß es so reichlich und ohne Aufhören herausfließt? Wer leitet den Lauf der Wolken, daß sie so frei in der Luft herbeischweben, und alle Gewächse mit unzähligen Tropfen befeuchten? Wer lehrte die Vögel so schöne Lieder singen? Wer hat Blumen und Bäume in so kleinen Kernlein verborgen, daß sie, wo wir es haben wollen, den Boden weit und breit mit einem Teppiche von Gras und Blumen be-

decken und uns mit so herrlichen Geschenken überhäufen? Wer hat das Alles so schön eingerichtet?

Menrad. So meinst Du denn wirklich, daß Jemand sei, der diese schöne Einrichtung gemacht habe?

Heinrich. O ja freilich, das ist ganz gewiß. Wer daran zweifeln wollte, müßte ja gar keinen Verstand haben. Die Männer in der Höhle mußten lange arbeiten, wenn sie dieselbe nur ein wenig vergrößern wollten. Einmal wollte die Höhle gar einfallen, und da hatten sie viele Mühe, sie zu stützen. Und an diesem schönen großen Gewölbe sieht man nicht einmal einen Pfeiler. Unsere Lampe in der Höhle zündete sich nicht von selbst an, und wenn wir nicht im Finstern sitzen wollten, mußten wir wohl auf sie acht haben und immer frisches Oel nachgießen. Und das Wassergefäß mußte auch immer frisch gefüllt werden, wenn wir nicht Durst leiden wollten. Daß dies Alles, was ich hier sehe, nicht von Menschenhänden könne gemacht sein, begreife ich wohl. Wer aber derjenige sei, der dieses Alles gemacht habe, das möchte ich eben wissen.

Menrad. Du hast recht: es ist Einer, der dieses Alles gemacht hat, und diesen Allmächtigen, Allweisen, Allgütigen, der alle Dinge hervorgebracht, und der auch den Menschen das Leben gegeben hat, nennen wir Gott, unseren lieben Vater im Himmel. — Ja, liebes Kind, Gott ist derjenige, der Alles, was Du siehst, gemacht hat. Er hat jenes schöne blaue Gewölbe, das wir Himmel nennen, gebildet. Er hat die Sonne angezündet, und leitet ihren Lauf; sie enthüllt uns die Wunder seiner Werke und an ihren warmen Strahlen werden auch die Früchte reif, wie die Speisen am Feuer. Er läßt Wasser aus der Erde hervorquellen und aus den Wolken

herabtröpfeln, uns zu tränken und Alles zu erfrischen. Er gab den Blumen Farbe und Wohlgeruch. Er gibt uns aus der rauhen Erdscholle reichliches Brod und beladet die Äste der Bäume mit Früchten aller Art. Er schuf den Baum, der uns mit seinem Schatten kühlt und mit seinem Holze wärmt. Er bekleidete das Lamm mit zarter Wolle, aus der Dein und mein Kleid gemacht ist. Er gibt uns Alles, was wir zur Wohnung und zum Nachtlager bedürfen. Er macht Alles so schön, damit wir Freude an seinen Werken haben, Ihn lieben und dereinst zu ihm kommen möchten, wo wir noch größere Freuden genießen werden. Und obwohl wir ihn jetzt noch nicht sehen können, so sieht er doch uns überall und hört jedes unserer Worte und weiß sogar unsere Gedanken. Mit ihm können wir jeden Augenblick reden. Er leitet alle unsere Schicksale. Er erlöste Dich aus jener Höhle und ließ Dich auf den Armen zu mir hieher tragen. Er ist unser größter Wohlthäter, unser bester Freund, unser liebreichster Vater.

(Es ist dunkel geworden und vom nahen Dorfe her ertönt die Abendglocke.)

Menrad. Zu Dir, o Herr, der Du im Himmel wohnst, erheb' ich meine Seele. Empfange meinen Dank, den ich Dir für alles Gute schuldig bin. Wende mir alles Böse zum Guten, alles Gute zum Bessern. Bewahre mein Herz in und bei Dir durch andachtsvolles Gebet bei Tag und bei Nacht. Laß Dir mein Gebet so wohlgefällig sein, wie den Jubelgesang der Engel. Segne mich, segne alle Menschen! Tröste Alle, die eines betrübten Herzens sind, und führe uns nach diesem Erdenleben in Deine ewigen Wohnungen. Amen!

Heinrich. Ich danke Dir auch noch, lieber Gott, daß Du mich aus meiner finsteren Höhle befreit und zu diesem guten Manne geführt hast, der mir so viel Schönes und Liebes von Dir erzählte.

Menrad. Nun wollen wir in meine Klause treten. Dort will ich Dir ein Nachtlager von weichem Moos bereiten. (Beide treten in die Klause.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Bühne wie im dritten Aufzug.

Erster Auftritt.

Menrad, Heinrich.

Menrad. Du sollst Gott Deinen Herrn lieben aus Deinem ganzen Herzen, aus Deiner ganzen Seele, aus Deinem ganzen Gemüthe und aus allen Deinen Kräften. Dies ist das erste und größte Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst Deinen Nächsten lieben, wie Dich selbst.

Heinrich. Das ist recht schön; Gott will ich lieben und den Menschen auch. Aber sag' mir, Vater Menrad, muß ich auch die Menschen lieben, die mich in die Höhle gesperrt haben?

Menrad. „Liebet euere Feinde, thuet Gutes denen, die euch hassen, betet für die, welche euch verfolgen," spricht Christus der Herr.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; Margareth (als Hirtin gekleidet).

Margareth. Ach, ehrwürdiger Vater, habt Ihr kein Schäfchen gesehen? es hat sich eines von meiner Heerde verlaufen.

Menrad. Nein; es kam mir keines zu Gesicht.

Margareth. O weh'! schon seit einer Stunde suche ich die Gegend auf und ab.

Menrad. Bei wem hütest Du die Schafe?

Margareth. Ich diene bei Joseph Gruber.

Menrad. Bei Joseph Gruber? Ich sah Dich doch niemals dort, obschon ich öfter bei dem guten Manne Einkehr halte.

Margareth. Die Schafe hüte ich schon längere Zeit, bald da, bald dort; doch in Gruber's Diensten stehe ich erst seit drei Tagen.

Menrad. So, so! Woher bist Du denn?

Margareth. Ach, ich bin weit her. Eine jugendliche Unbesonnenheit hat mich in das größte Unglück gestürzt. Ich war bei einer sehr guten Herrschaft im Dienste; aus Leichtsinn ließ ich ihr einziges, liebenswürdiges Kind nur einige Augenblicke allein. Als ich zurückkehrte, fand ich das Bettchen leer, das Kind ward geraubt. (Menrad horcht gespannt auf). Vor Jammer und Traurigkeit konnte ich es bei meiner guten Frau nicht mehr aushalten, konnte nicht länger mehr ihre Leiden ansehen und flüchtete mich in's Gebirge. Hier lebe ich nun in dieser Einsamkeit und bete täglich zu Gott, er wolle das Unheil, das ich anrichtete, wieder gut machen, das Kind wieder an das Tageslicht bringen und den Jammer der Mutter in

Freude verwandeln. Gott wird sich ja doch meiner erbarmen.

Menrad. Ich denke, Gott hat Dein Gebet in diesem Augenblicke erhört. (Das Bildniß hervorziehend). Kennst Du dieses Bild?

Margareth. O Gott! Das ist das Bildniß der Gräfin von Eichenfels, der Mutter des geraubten Knaben. Wie kommt Ihr zu dem Bilde?

Menrad. Sieh', dieser Kleine ist das Kind, das zugleich mit dem Bildnisse geraubt wurde.

Margareth. Ja, guter, barmherziger Gott, Du hast mein Gebet, das ich Tag und Nacht zu Dir hinaufschickte, erhört. O sieh' jetzt auch meinen Dank gnädig an! Du siehst ihn, obwohl ich ihn nicht aussprechen kann. — (Heinrich umarmend). O grüß Dich Gott, liebster Heinrich! so hat Dich denn Gott uns wieder geschenkt! O bist Du es denn wirklich, oder träume ich nur? — Ja, Du bist es; Du siehst Deinem Vater so ähnlich, wie ein Thautropfen dem anderen. O wie wird sich Deine Mutter freuen! O freue Dich doch auch, sieh', wir gehen jetzt zu Deinem Vater und Deiner Mutter.

Heinrich. Kannst Dir denken, daß ich mich freue.

Menrad. Sei gepriesen, guter Gott! Deine heilige Vorsicht waltet sichtbar über diesem Kinde. Du trocknest die Thränen dieses armen Mädchens; Du schenkest guten Eltern ihr innig geliebtes Kind wieder. Deine Huld und Erbarmung sei ewig gepriesen!

Heinrich. Wann führst Du mich zu meinen Eltern?

Menrad. Wir werden morgen, so Gott will, die Reise antreten.

Heinrich. Das ist schön. Wie will ich mich freuen! Aber nun, Du gutes Mädchen, will ich Dir

das verlorne Schäfchen suchen helfen, denn Du hast ja auch mir eine große Freude bereitet. Komm' nur! wir werden es schon finden.

Menrad. Doch eilt euch! finstere Wolken steigen im Westen auf; ich fürchte, wir bekommen noch vor Einbruch der Nacht ein böses Gewitter.

Heinrich. Ich werde bald zurück sein.

Menrad. Mit dem Glöcklein will ich Dir ein Zeichen geben.

Margareth. Gott behüte Euch, ehrwürdiger Vater! Hab' ich auch das Schäflein verloren, an Euerer Schwelle habe ich dafür die schönste Freude gefunden und mag es nun donnern und blitzen — in meinem Herzen ist lauter Sonnenschein.

Menrad. So danke Gott, von dem alles Gute kommt.

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Das Innere von Menrad's Klause.

Erster Auftritt.

Menrad; Heinrich.

(Auf dem Tische brennt ein Oellämpchen; Heinrich liegt auf einem Mooslager und schläft.)

Menrad. Das war ein fürchterliches Gewitter. Wohl dem, der unter einem schützenden Dache geborgen ist. Noch immer fällt der Regen in Strömen, und ich glaube nicht, daß wir die Reise morgen antreten können.

Nun, nun, wie Gott will! — Wie sanft der kleine Heinrich schläft! Er hat sich ordentlich abgelaufen, um das verlorne Schaf wieder zu finden. Nun werden auch seine Eltern das verlorne Kind wieder finden. Welche Freude wird das geben! (Es pocht). Wer will noch in so später Stunde Einlaß?

(Von außen.) Gewährt mir Schutz für diese Nacht!

Menrad (öffnet). So seid willkommen!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; Friedrich von Eichenfels (in der Tracht eines Kreuzritters).

Fr. v. Eichenfels. Ehrwürdiger Vater, verzeiht, daß ich Euere Ruhe störe. Ich habe mich im Walde verirrt.

Menrad. Die Fremden beherbergen ist ein Werk der Barmherzigkeit. Was ich Euch bieten kann, soll von Herzen gegeben sein.

Fr. v. Eichenf. Danke! Gönnt mir nur ein Obdach bis morgen früh.

Menrad. Macht es Euch bequem und stillt den Hunger mit etwas Brod und Butter! Es ist Alles, was ich habe.

Fr. v. Eichenf. Gott vergelte es! Es gab manchen Tag, an dem ich keine trock'ne Brodrinde zu nagen hatte.

Menrad. (Brod und Butter bringend.) Darf ich fragen, woher Ihr kommt. Der Kleidung nach seid Ihr ein Kreufahrer.

Fr. v. Eichenf. Das war ich auch. Ich kämpfte gegen die Türken und gerieth in lange Gefangenschaft.

Nun ist der Friede geschlossen und es zieht mich mit namenloser Sehnsucht zu den Meinigen.

Menrad. Das glaub' ich Euch.

Fr. v. Eichenf. Und doch will die Freude nicht recht einkehren in mein Herz. Ich fürchte, es steht bei mir zu Hause nicht Alles so, wie ich es wünschte. Meine Gemahlin ist zwar gesund und wohl, aber meines einzigen Kindes wegen bin ich sehr bekümmert. Die spärlichen Briefe, die ich aus der Heimat empfing, enthielten über meinen Heinrich —

Menrad (für sich). Heinrich!

Fr. v. Eichenf. — stets nur Weniges und Unklares. In den letzten Briefen deutete mir aber meine Gemahlin an, daß ich mein einziges Kind vielleicht nie mehr sehen werde. Nun weiß ich nicht, ist es gestorben, oder ist ihm sonst ein Unglück zugestoßen. — Ich werde morgen zeitig aufbrechen, um noch vor Abend mein Stammschloß Eichenfels zu erreichen. Dann werde ich ja erfahren, was ich doch wissen muß.

Menrad. Also Eichenfels ist Euer Stammschloß?

Fr. v. Eichenf. Ich bin Graf Friedrich von Eichenfels.

Menrad. Freut mich, freut mich, daß gerade ich der Erste bin, der Euch gute Nachricht von Eurem Sohne zu geben vermag.

Fr. v. Eichenf. Wie, Ihr wißt mir gute Kunde zu geben? O so sprecht!

Menrad. Euer Sohn ist gesund und wohl und der liebenswürdigste Knabe, den ich in meinem Leben gesehen habe.

Fr. v. Eichenf. Ihr kennt ihn?

Menrad. O sehr gut. Während Ihr im Kampfe

gegen die Türken waret, hat sich mit dem Kinde Manches zugetragen, das Euch bis jetzt besser verschwiegen blieb.

Fr. v. Eichenf. Ihr macht mir bange.

Menrad. Euer Heinrich wurde eines Tages geraubt —

Fr. v. Eichenf. Geraubt!

Menrad. — und brachte viele Jahre in einer Höhle zu, die das Licht des Tages nie beschien.

Fr. v. Eichenf. Armes Kind!

Menrad. Doch auch das Licht des Glaubens ward ihm entzogen. Er wuchs auf, ohne Gott und seine heiligen Gebote zu kennen. Fremd blieb ihm Alles, was uns Christen lieb und heilig ist. Endlich zeigte ihm Gott einen rettenden Weg und führte ihn in meine Arme.

Fr. v. Eichenf. Zu Euch? Dem Himmel sei gedankt! Doch wo ist der Knabe?

Menrad (leuchtet mit der Lampe auf das Mooslager). Da seht! hier schläft Heinrich von Eichenfels, Euer Sohn, sanft wie die Unschuld. Er hat keine Ahnung, daß sein Vater neben ihm steht. Gott gibt seinen Kindern ihr Glück im Schlaf.

Fr. v. Eichenf. Mein Gott, als ich in den Krieg zog, war er ein weinendes Kindlein, und jetzt ist er ein holder Knabe. O meine gute, liebevolle Gemahlin! jetzt erst verstehe ich Deine Briefe und danke Dir für die zarte Schonung, mit der Du mir einen unermeßlichen Jammer ersparteſt. Heinrich, liebster Heinrich, wache auf, sieh', Dein Vater ist da!

Heinrich (aufwachend). Vater Menrad!

Menrad. Was willst Du?

Heinrich. Ich habe geträumt, mein Vater sei da.

Menrad. Er ist auch da; sieh' nur, hier steht er an Deinem Lager.

Fr. v. Eichenf. Mein Heinrich!

Heinrich. Bist Du mein Vater?

Fr. v. Eichenf. Ich bin's.

Heinrich. O grüß' Dich Gott, liebster Vater! Ist meine Mutter auch bei Dir?

Fr. v. Eichenf. Bald wirst Du sie wiedersehen. Gottes heilige Vorsicht hat Dich wunderbar gerettet, liebes Kind. Ich kann Gott nicht genug danken, daß er Dich mir wieder schenkte.

Heinrich. Ich auch nicht. O der gute Gott! Er ist doch gar so liebreich und freundlich gegen uns, daß er uns solch' große Freuden macht. Vater Menrad hat mir viel Schönes vom lieben Gott erzählt, und ich hab' mir Alles wohl gemerkt. Wenn wir heimkommen, will ich's der Mutter auch erzählen.

Fr. v. Eichenf. Wie vielen Dank bin ich Euch schuldig! Meine ganze Grafschaft wäre zu wenig, Euch für den Unterricht, den Ihr dem Knaben gegeben habt, zu belohnen.

Menrad. Nicht mir dankt, sondern Gott! Ich war nur ein armseliges Werkzeug in seiner Hand. Doch es ist spät, und Ihr bedürft der Ruhe, damit Ihr morgen zur Weiterreise gut bei Kräften seid.

Heinrich. Du gehst doch auch mit, Vater Menrad?

Fr. v. Eichenf. Ja, ja, ehrwürdiger Vater, Ihr werdet uns begleiten.

Menrad. Nur ungern verlaß ich meine stille Klause.

Heinrich. Bitt' schön, Vater Menrad, geh' mit uns! Du mußt doch meine Mutter auch kennen lernen.

Menrad. Nun, in Gottes Namen denn!

Heinrich. So, jetzt bist Du ganz mein lieber, guter Vater Menrad.

Menrad. Edler Graf, noch trage ich eine Bitte in dem Herzen.

Fr. v. Eichenf. Sprecht sie aus, die Bitte! sie sei erfüllt, denn Unmögliches werdet Ihr nicht verlangen.

Menrad. Jenes Mädchen, deren Unachtsamkeit den Raub Eures Kindes ermöglichte, hat tief bereut und schwer gebüßt. Als arme Hirtin weilt sie in unserer Nähe. Aus ihrem Munde erfuhr ich Heinrichs Herkunft.

Fr. v. Eichenf. Ich weiß, um was Ihr bitten wollt, Vater Menrad. Es sei dem Mädchen von Herzen verziehen, und wenn sie will, kann sie mit uns nach Eichenfels zurückkehren.

Menrad. Das war ein schöner Tag, von Gott gegeben. Ihm sei Lob und Ehre! Nun mag uns ein sanfter Schlaf erquicken.

(Der Vorhang fällt.)

Sechster Aufzug.

Zimmer wie im ersten Aufzug.

Erster Auftritt.

Adelheid.

Adelheid (einen Brief bei Seite legend). Also heute soll ich meinen Gemahl wiedersehen! Ach Du mein Gott! Welch' ein Freudentag könnte das sein! Und nun muß ich mit bangem Herzen der Stunde des Wiedersehens entgegenblicken. Ach, welch' ein Jammer wartet auf ihn; wie werde ich ihm den Verlust des Kindes beibringen! O für uns Beide schlägt in dieser Welt keine freudige

Stunde mehr. — Du guter Gott, o erbarme Dich doch meiner, erbarme Dich meines Gemahls, mache Du dieser schrecklichen Qual ein Ende, denn Du kannst es allein. O laß unser Wiedersehen ein freudiges sein! Du hast aus den weisesten Absichten Vater und Mutter und Kind von einander getrennt und weit in die Welt zerstreut; o schenke uns unser liebes Kind wieder und führe uns alle Drei wieder zusammen. Du hast schon unzählige Thränen getrocknet; o trockne auch die meinigen; Du bist ja der Allbarmherzige, und Leid in Freude zu verwandeln ist Dein liebstes Geschäft. O Vater, liebster Vater, so sündig ich auch bin, so bin ich doch auch Deine Tochter und darf Dich Vater nennen. O Du liebst mich gewiß mehr, als ich mein Kind. O höre, höre mich, und verstoße Dein Kind, Deine Tochter, nicht, die keine andere Zuflucht hat, als Dich.

Zweiter Auftritt.

Adelheid, Margareth, dann **Menrad.**

Margareth. Gott zum Gruße, gnädigste Gräfin.

Adelheid. Margareth, Du hier? Sei mir herzlich willkommen! Du siehst so heiter und fröhlich aus, als wolltest Du mir gute Botschaft bringen.

Margareth. Gott sei Dank! Die bring' ich auch. Heinrich ist wieder gefunden; er lebt. —

Adelheid. Er lebt?

Margareth. Und bald werdet Ihr ihn wiedersehen.

Adelheid. Er lebt, er lebt, und ich soll ihn wiedersehen. Ist es denn wirklich wahr?

Menrad (eintretend). Gelobt sei Jesus Christus!

Adelheid. }
Margareth. } In Ewigkeit.

Margareth. Der ehrwürdige Mann hier kann Euch mehr erzählen.

Menrad. Ja, schwergeprüfte Gräfin, Euer Sohn stand unter Gottes Schutz, und bald sollt Ihr ihn wiedersehen.

Adelheid. O Gott, o Vater im Himmel, wie kann, wie soll ich Dir für solche Freude danken. Doch sagt, wo ist er, auf daß ich ihm entgegeneile.

Menrad. Faßt Euch, gnädige Gräfin! Der heutige Tag bringt Euch hohe Freude, denn Heinrich kommt nicht allein; sein Vater selbst führt ihn in Eure Arme zurück.

Adelheid. O Du mein Gott, wie hab' ich solche Freude verdient!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen; Friedrich von Eichenfels, Heinrich.

Fr. v. Eichenf. Adelheid!

Adelheid. O mein Gemahl! — mein Kind! mein wiedergefundenes Kind! — (Sinkt ihrem Gatten in die Arme — Pause.)

Heinrich. O liebe, liebe Mutter!

Adelheid. Nun will ich gerne sterben, da ich dies noch erlebt habe. O wie wunderbar weiß doch Gott Alles zu lenken. Ich zitterte, Dir ohne unseren lieben Heinrich entgegenkommen zu müssen, und nun bringst Du im ersten Augenblick des Wiedersehens ihn mir an Deiner Hand entgegen. O Gott, in meinem ganzen Leben kann ich Dir nicht genug danken, daß Du diese schwere Leidenszeit so freudig geendet hast. Mein Leben lang will ich in keinem Leiden mehr verzagen. Du weißt am Ende Alles recht zu machen. — O mein Heinrich,

was für ein lieber Knabe bist Du indes geworden! O mein Gemahl, welch' ein seliges Wiedersehen hat Gott uns allen Dreien bereitet. Er hat uns alle Drei getrennt und uns wunderbar wieder zusammengeführt. Ihm sei Anbetung, Lob und Dank! — Und nun, lieber Heinrich, wo warst Du denn die lange Zeit, wie erging es Dir?

Heinrich. O liebe Mutter! Mir ging es sehr schlecht. Ich lebte fast die ganze Zeit in einer dunklen Höhle bei wilden Männern. Eines Tages aber entfloh ich. Welche Freude hatte ich, als ich zum ersten Male wieder das Licht der Sonne erblickte, den Gesang der Vögel hörte und die tausend Blumen mir entgegen lachten. Es war mir, wie einem, der vom Grabe aufersteht. Dann lief ich fort und fort, ich wußte nicht wohin. Aber der liebe Gott lenkte meine Schritte und führte mich zu einer Klause, die mitten im Walde stand. Vor der Thüre saß Vater Menrad, der nahm mich auf und erzählte mir viel Schönes von Gott und seinen Werken.

Adelheid (zu Menrad). Wie dank' ich Euch! Mög' Gott vergelten, was Ihr meinem Kinde Gutes gethan habt.

Fr. v. Eichenf. Wahrhaftig, ich wünschte bald, meine Kindheit auch in einer solchen Höhle zugebracht zu haben. Wir sind des Anblicks der herrlichsten Werke Gottes zu gewohnt. — O daß wir Gottes Werke auch so, wie Heinrich, auf einmal, und nachdem wir bereits zur Vernunft gekommen, erblicken könnten, welchen überwältigenden Eindruck würden sie auf uns machen! Du guter Gott, wie würden wir über Deine Macht erstaunen, Deine Weisheit bewundern, uns Deiner Güte freuen! Wie würden wir es bei dem Anblicke Deines schönen Himmels und Deiner wundervollen Erde fühlen: Was

so zu Herzen geht, muß aus irgend einem liebevollen Herzen kommen.

Menrad. Ja, wahrlich!

Adelheid. Wie es dem guten Heinrich war, als er aus seinem unterirdischen Aufenthalte das erste Mal auf Gottes schöne Erde heraufkam, so wird es uns einmal sein, wenn wir aus diesem Erdenleben in den Himmel versetzt werden, denn alle Freuden dieser Welt sind kaum ein Schatten gegen die Herrlichkeiten des Himmels. Nur die Freude auf Erden, unsere Geliebten nach langer schmerzlicher Trennung wiederzusehen, mag uns ein wahres Vorgefühl geben von jener Freude des Himmels, unsere verstorbenen Freunde dort wiederzusehen; denn wirklich fühle ich mich in dieser Stunde des Wiedersehens so selig, als wäre ich bereits in dem Himmel.

Fr. v. Eichenf. So ist's auch mir.

Menrad. Ich finde die Empfindungen des edlen Grafen und der frommen Gräfin schön und erbauend. Allein die eigentliche Lehre, die uns in Heinrichs Geschichte vor Augen gelegt wird, bleibt diese: Die Weisheit, Güte und Freundlichkeit Gottes leuchten aus Himmel und Erde so klar und deutlich hervor, daß selbst ein Kind die Spuren davon wahrnehmen und den Schöpfer in den Geschöpfen erkennen kann.

Fr. v. Eichenf. Ehrwürdiger Vater! Erfüllet doch meine Bitte und bleibet fortan bei uns.

Heinrich. O ja, Du mußt bei uns bleiben!

Menrad. Nehmet meinen Dank für Eure Güte. Ich will den Rest meiner Tage vollends Gott widmen, und das glaube ich am besten in der Einsamkeit thun zu können. Ich habe lange genug in der Welt gelebt und weiß aus Erfahrung, was an ihr ist. Sich auf die

bessere Welt vorbereiten, ist das Beste, was wir in dieser Welt thun können.

Heinrich. O bleib'!

Menrad. Lebet wohl und der Friede Gottes sei mit euch! (Er segnet Alle). Im Himmel sehen wir uns wieder. (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

V.

Das blaue Wunder.

Posse in einem Aufzug.

Personen:

Ein Bauer.
Doktor Quastl.
Wenzl,
Hans,
Jörg,

} Bauernbuben.

Erster Aufzug.

Ein freier Platz.

Erster Auftritt.

Ein Bauer.

Bauer.

Lieber Gott, schick' uns bald bess're Zeiten!
I' kann die Steuern nimmermehr bestreiten.
Es macht der Krieg uns so viel Sorg' und Plagen,
Daß selbst der König könnte schier verzagen.
Den ganz'n Tag muß i mi scheer'n und plagen
Und hab' dabei oft kaum a Brod zu nagen.
Und so geht's furt Jahr aus Jahr ein;
Der Kukuk möcht' da no a Bauer sein.
Du lieber Gott, schick' uns bald bess're Zeiten!
I' kann die Steuern nimmermehr bestreiten.

Zweiter Auftritt.

Der Bauer; Doktor Quastl.

(Quastl trägt auf dem Rücken einen Kasten.)

Quastl.

Ei, gut'n Tag, mein lieber Bauer!
Du schaust so finster und so sauer;

Fehlt's Dir im Hirn, im Bauch, im Mag'n?
Darfst mir's nur leise in die Ohren sag'n.
Von allen Schmerzen kann ich Dich kuriren,
Darfst meine Pulverchen nur keck probiren.

(Greift ihm den Puls.)

Ja, bei Dir hat sich die Gall' ergossen,
D'rum bist Du gar so fürchterlich verdrossen.

Bauer.

So, meinst, die Gall' hab' sich bei mir ergoss'n?
Hast, lieber Doktor, weit daneben g'schoss'n.
Am ganz'n Körper bin i frisch und g'sund,
Bin wie der Mond am Himmel kugelrund.

Quastl.

Nun, das ist schön und freut mich ungemein,
Der Fehler wird dann wohl im Herzen sein.
Ein Gläschen Schnaps heilt solche Leiden gut
Und gibt dem Herzen wieder frischen Muth.

Bauer.

Mit meinen Pfennig' muß i redli sparen,
Such' Dir, mein Doktor, einen andern Narren. (Ab.)

Quastl.

Lauf' die Straße auf und nieder,
Gehe hin und gehe wieder,
Nirgends lös' ich einen Pfennig,
Das ist wahrlich allzu wenig.

And're möchte ich kuriren,
Selber muß ich's Fett verlieren.
Doch halt! — Da seh' ich einen rennen,
Als thäte ihm der Schädel brennen.

Dritter Auftritt.

Quastl, Wenzl.

(Wenzl hat eine große Nase; er trägt ein Geldsäckchen in der Hand.)

Quastl.

Halt, halt, gut' Freund! wo aus?

Wenzl.

Geraden Weg's nach Haus.

Quastl.

So, so! und in dem Säckl — was ist drin?

Wenzl.

Mein Erbtheil ist im Säckl drin.

Quastl.

Guter Freund, ich gratulir'.

Wenzl.

Bester Herr, i dank dafür.
Doch laß mi wiss'n, wer Du bist,
Jud', Heid' oder gar a Christ.

Quastl.

Ei, ich bin der Doktor Quastl.

Wenzl (dumm lachend).

Quastl!

Quastl.

Trage in dem kleinen Kastl.

Wenzl.

Kastl!

Quastl.

Salben, Pulver, feine Säfte,
Die verschaffen neue Kräfte.
Ja, bei Muhamed und Türken!
Blaue Wunder kann ich wirken.

Wenzl.

Ach, Du lieber Doktor Quastl,
Mach' nur auf das kleine Kastl.
Dien' der ganzen Welt zum Spott
Da mir schuf der liebe Gott
Eine Nase im Gesicht,
Von 'nem Kilo im Gewicht.

Quastl.

Von 'nem Kilo im Gewicht,
Freundchen, das ertrüg' ich nicht.

Wenzl.

Kannst Du nun vor allen Dingen
Diese Nase mir bezwingen,

Daß sie klein und kleiner wird,
Und die Größ'n sich verliert,
Dann, Du lieber Doktor Quastl,
Füll' ich Dir das ganze Kastl
Mit dem Sack voll Thaler an.

Quastl.

Nun, so gib die Thaler her,
Das blaue Wunder ist nicht schwer.

(Wenzl gibt ihm das Geldsäckchen.)

Feen, Nymphen, Wassernixen

(Er zieht eine blaue Büchse hervor.)

Haben solche Wunderbüchsen.
Blasen sie in's Loch hinein,
Werden sie viel schöner sein.
So magst auch Du aus Leibeskräften blas'n,
Dann schwindet sicher Deine große Nas'n.

Wenzl.

Das ist nicht schwer,
Gib nur die Büchs'n her!

(Wenzl bläst hinein und wird im Gesichte blau; dann greift er nach der Nase.)

Noch — noch — ist die Nase nicht geschwunden.

Quastl.

Freund, das kommt erst nach zwei guten Stunden.
Nun, b'hüt Dich Gott! bald wirst Du werden
Der schönste Mann auf Gottes weiter Erden.
Und fragt Dich wer, wie Du so schön word'n bist,
Dann sag': daß das a blaues Wunder ist. (Ab.)

Wenzl.

Na, na, die Leut' werd'n schau'n,
Sie werd'n kaum noch ihren Augen trau'n.
Das schönste Mannsbild weit und breit!
Sternhimmel! dös is a wahre Freud'.
Wie haben s' mi verspöttelt und verlacht,
Daß mi die Nas'n häßli macht.
Na, itzt bin i der schönste Mann,
Den Jeder nit gnua anschau'n kann.
Zwar Geld hat's kost't, dös muß i sag'n,
Doch länger möcht' i nit die Nas'n trag'n.

Vierter Auftritt.

Wenzl, Hans, Jörg.

Hans.

Ah! Ah!

Jörg.

Ah! Ah!

Hans.

Ja, was ist denn das?

Wenzl.

Aha! die merken was.

Jörg.

Der Wenzl is 's, i kenn' ihn an der Nas'n.

Wenzl.

Geh' weiter! Du bist aber g'scheidt.
Aus Dir red't halt der helle Neid.

Hans.

Ja, Wenzl, sag'! wer hat denn Di so g'malt?

Wenzl.

Gelt, Bub'n, dös möcht' ihr wissen halt.

Hans.

Ja, schöner Wenzl, thu's uns sag'n.
Laß uns nit hin und wieder frag'n.

Wenzl.

Na, Buam, i will's euch anvertrau'n:
Ihr könnt a blaues Wunder schau'n.

Hans und Jörg.

Ha, ha, ha! ja, Wenzl, schau,
Du bist im ganz'n G'sichtl blau.

Wenzl.

Was? blau? wer is blau?

Jörg (hält ihm einen Spiegel vor).

Da guck nur nei und schau!

Wenzl.

Ja, wirkli, blau das ganze G'sicht!
Der Quastl war a schöner Wicht.

Hans.

Ja, Wenzl, Wenzl, Du bist schön,
A blaues Wunder kann man seh'n.

Wenzl (wirft den Spiegel weg).

Na, meinetweg'n! doch was mi freut, —
Daß dös passirt oft g'scheidt'n Leut'.

(Der Vorhang fällt.)

Im **gleichen Verlage** sind folgende **Theaterstücke** nebst **Musik** erschienen und durch **alle Buchhandlungen** zu beziehen:

a) Männliche Rollen.

Becker, M., Lust- und Singspiele. Inhalt: **Der Sängerstreit vor der Wartburg. Drei Tage aus Peters Leben. Die Zaubertuba.** cart. 1 M.

Schaller, Ferd., Musik hiezu 1 M. 40 Pf.

Becker, M., Lust- und Singspiele. Inhalt: **Narren sind wir Alle. Kinder und Narren sagen die Wahrheit. Das verzauberte Hänsle.** cart. 1 M.

Schaller, Ferd., Musik hiezu 1 M. 40 Pf.

Dengler, A., Mit viel Humor. Lustspiele und Schwänke. Inhalt: **Die Statue von Dingsda. Der Elefant um 3000 Mark. Unheimlich. Das verzauberte Zimmer im Gasthofe zum Falken.** cart. 1 M. 20 Pf.

Jugend- und Schultheater. Herausgegeben vom Verfasser des **Uhrenhändlers vom Schwarzwalde.**

III. Bändchen. Inhalt: **Der stumme Zeuge. Ein Opfer der Freundschaft. Der Räuberhauptmann. Das Schützenfest. Der g'scheidte Damian.** cart. 1 M. 20 Pf.

Kammerer, W., Jugend- und Schultheater.

I. Bändchen. Inhalt: **Die geprüfte Treue. Tischlein deck' dich! Das Sparkassenbüchlein. Des Vaters Erbe. Ritter Gunder.** cart. 1 M. 20 Pf.

II. Bändchen. Inhalt: **Die drei heiligen Schläfer. Prinz und Goldschmied. Der Schatz des blinden Sängers. Der ewige Schmied. Der Tugendheld.** cart. 1 M. 20 Pf.

III. Bändchen. Inhalt: **Der Verwalter. Der Diamantring. Der Assistenzarzt. Ein Vater unser lang.** cart. 1 M. 20 Pf.

X. Bändchen. Inhalt: **Gehorsam über Alles. Das Glöckchen. Er ist verrückt. Das große Loos.** cart. 1 M. 20 Pf.

XI. Bändchen. Inhalt: **Der Geizhals. Bruder Unsin. Die Wallfahrt. Der Holzhacker.** cart. 1 M. 20 Pf.

XII. Bändchen. Inhalt: **Das Zauberschloß. Vater und Söhne. Der Vampyr. Johann, der muntere Seifensieder.** cart. 1 M. 20 Pf.

Morel, P. G., Jugend- und Schultheater.

I. Bändchen. Inhalt: **Benno. Die ungleichen Brüder.** cart. 1 M. 20 Pf.

II. Bändchen. Inhalt: **Der Befreite. Zriny. Zwei Freunde.** cart. 1 M. 20 Pf.

III. Bändchen. Inhalt: **Blind geladen. Der Hausfriede. Der Taubstumme.** cart. 1 M. 20 Pf.

Niedermayer, Gg., Lust- und Singspiele. Inhalt: **Ein Pagenstreich. Das 25jährige Doctorjubiläum. Staberl in China.** cart. 1 M.

— — Musik hiezu 1 M. 20 Pf.

— — **Zwei Possen und ein Lustspiel.** Inhalt: **Die Sonntagsjäger. Lumpazivagabundus. Die Empfangsprobe.** cart. 1 M. 20 Pf.

— — Musik hiezu 2 M. 80 Pf.

b) Weibliche Rollen.

Becker, M., Lust- und Schauspiele. Inhalt: **Der lebendige Haubenstock. Die strenge Erzieherin. Das französische Stubenmädchen.** cart. 1 M.

— — **Lust- und Singspiele.** Inhalt: **Die sechs gescheidten Närrinnen. Wahrheit gibt kurz Bescheid. Die verzauberte Störchin.** cart. 1 M. 20 Pf.

Schaller, Ferd., Musik hiezu 1 M. 40 Pf.

c) Gemischte Rollen.

Die Beatushöhle. Schauspiel nach der gleichnamigen Erzählung. 2te Aufl. cart. 75 Pf.

Hörger, Aug., Musik hiezu 1 M. 20 Pf.

Becker, M., Schauspiele. Inhalt: **Das Bergmännlein. Wiedervergeltung. Der kleine Finger.** cart. 1 M.

— — Musikbeilage hiezu 35 Pf.

Jugend- und Schultheater. Herausgegeben vom Verfasser des **Uhrenhändlers vom Schwarzwalde.**

II. Bändchen. Inhalt: **Die verkannte Tochter. Der Nachtwächter. Der Alchymist. Der Bärenwirth. Des Vaters Bild.** cart. 1 M. 20 Pf.

IV. Bändchen. Inhalt: **Der Unbekannte. Der blinde Knabe. Ludwig, der kleine Auswanderer.** 2te Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.

V. Bändchen. Inhalt: **Kaiser Max auf der Martinswand. Das Johanniskäferchen. Der Kanarienvogel.** 2te Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.

Kammerer, W., Jugend- und Schultheater.

IV. Bändchen. Inhalt: **Dornröschen. Der goldene Fuchs. Der Rattenfänger von Hameln. Die Krebse. Der Hofnarr.** cart 1 M. 20 Pf.

V. Bändchen. Inhalt: **Doctor Wölfle. Das Testament. Rübezahl. Die Camellia. Die theuere Zeche.** cart. 1 M. 20 Pf.

VI. Bändchen. Inhalt: **Vertrau' auf Gott und laß ihn walten. Der Vetter. Das Zauberhorn.** cart. 1 M.

VII. Bändchen. Inhalt: **Das Kirchweihfest. Die Ostereier. Ein Schulfest.** cart 1 M. 20 Pf.

VIII. Bändchen. Inhalt: **Geschwisterliebe. Der Pflegesohn. Die Waldkapelle. Gestörtes Stillleben.** cart. 1 M. 20 Pf.

IX. Bändchen. Inhalt: **Rothkäppchen. Tom. Das stumme Kind. Die feindlichen Brüder.** cart. 1 M. 20 Pf.

Schmid, Chr. v., Schauspiele für Familienkreise.

1. **Der Blumenkranz** cart. 30 Pf. 2. **Der Eierdieb.** cart 30 Pf. 3. **Emma, oder: Kindliche Liebe.** cart. 30 Pf. 4. **Die Erdbeeren.** cart. 30 Pf. 5. **Der kleine Kaminfeger.** cart. 30 Pf. 6. **Die kleine Lautenspielerin.** cart. 50 Pf.

Druck von G. J. Manz in Regensburg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jugend- und Schul-Theater zur Uebung im Vortrag und Schärfung des Gedä
chtnisses wie zu belehrender Unterhaltung

Bd.: 1

1883

Paed.pr. 1708-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11680927-3